

Lehre und Wehre.

Jahrgang 55.

August 1909.

No. 8.

Abfassung und Anlage des Johanneſevangeliums.

Bei einer ſolchen Unterſuchung handelt es ſich vor allen Dingen um die Authentie, das heißt, um die Gewißheit, daß die betreffende Schrift echt, wirklich von dem Autor verfaßt iſt, dem ſie zugeſchrieben wird. Das iſt gerade bei den Büchern des Neuen Teſtaments von Wichtigkeit. Unter das Alte Teſtament hat der Sohn Gottes ſelbſt die abſchließende Linie gezogen und erklärt von der Schrift, wie ſie damals vorlag: „Die Schrift kann doch nicht gebrochen werden“, Joh. 10, 35. Und ſein Apoſtel verweiſt an Leute, die in Händen haben, denen vertraut iſt, was Gott geredet hat, Röm. 3, 2, und ſagt von der Schrift: „Alle Schrift von Gott eingegeben“, 2 Tim. 3, 16. Im Neuen Teſtament aber ſteht es ſo: Da gibt es urſprünglich nur den einen großen Propheten, Chriſtum ſelbſt. Von dem hat der Vater vom Himmel herab proklamiert: „Den ſollt ihr hören!“ Luk. 9, 35. Chriſtus ſelbſt hat aber nichts geſchrieben für die Nachwelt. Aber er hat beſtimmte Leute zu Lehrern ſeiner Kirche geſetzt zu allen Zeiten. Das ſind ſeine Apoſtel. Die ſollten ſeine Zeugen ſein biß an das Ende der Erde, das Evangelium predigen aller Kreatur. Denen verhiess er den Heiligen Geiſt, der ſie in alle Wahrheit leiten ſollte, Joh. 16, 13. Die redeten mit Worten, die der Heilige Geiſt ſie lehrte, 1 Kor. 2, 13, und zwar in dem Maße, daß ſie es gar nicht waren, die da redeten, ſondern des Vaters Geiſt, der durch ſie redete, Matth. 10, 20. So muß im Neuen Teſtament alle Lehre und Schrift ſich zurückführen laſſen auf Chriſtum und ſeine Apoſtel. Das vierte Evangelium hat für uns nur dann Wert als ein göttliches Buch, wenn es wirklich von Johannes dem Apoſtel verfaßt iſt und nicht von dem Reher Keri nth oder von einem Philoſophen oder Fabeldichter des zweiten Jahrhunderts.

Daß das vierte Evangelium wirklich das Evangelium des Johannes iſt, das ſtand der alten Kirche feſt, darin war ſie ganz einig und gewiß. Es gibt ſolche Bücher des Neuen Teſtaments, über die das Zeugnis der alten Kirche nicht einſtimmig iſt. Die nannte man Antilegomena. Das Evangelium Johannis, wie überhaupt die vier Evangelien, gehörten

aber nicht dazu, ſondern zu den Homologumena, über deren Echtheit man einer Meinung war. Eusebius, der wußte, wovon er redete, dem die ganze chriſtliche Literatur zu Gebote ſtand und der ſie in ausgedehntem Maße in ſeinen Schriften verwertet, ſagt vom Johanneſsevangelium: „Jetzt wollen wir auch die Schriften des Apoſtels Johannes anführen, die ohne Widerſpruch ſein ſind. Zuerſt alſo muß ſein Evangelium, das allen Kirchen unter dem Himmel hinlänglich bekannt iſt, einſtimmig angenommen werden.“ (III, 24.) Es gab allerdings eine außerkirchliche Sekte, die ſowohl das Evangelium, wie auch die Offenbarung dem Johannes abſprach. Das waren die ſogenannten Moger. Sie ſchrieben beide dem Gnoſtiker Keriſth zu. Aber ſie führen keine hiſtoriſchen, ſondern ſubjektive und dogmatiſche Gründe an. Sie können ſich auf keine Unſicherheit oder Differenz der Überlieferung berufen. Sie verwarfen die Schriften, weil ihr Inhalt ihnen entgegen war. In ihrem Eifer mit Unverſtand gegen den Chiliaſmus verwarfen ſie die Offenbarung und im Kampf gegen die Montaniſten mit ihrem Paraſketenſchwindel das Evangelium, das vor andern vom Tröſter redet, und als Monarchianer das Evangelium, das vor allem Chriſti ewige Gottheit hervorkehrt. Nach Epiphanius führten ſie gegen das Evangelium Gründe an wie dieſe: es ſtimme nicht mit den ſynoptiſchen Evangelien und deren Ordnung. „Sie mißachteten das Zeugnis der Geſchichte, griffen von der Oberfläche anſcheinende Widerſprüche mit den andern Evangelien auf und ſchrieben vor, was ein Apoſtel lehren oder nicht lehren ſollte. Wir werden ſehen, daß dieſes der Kern aller ſpäteren Angriffe iſt.“ (Maſer, Die Echtheit des Evangeliums nach Johannes, S. 152.) Auch Irenäus redet von einer ſolchen Sekte, die das Evangelium Johannes verwarf. Er meint jedenfalls dieſelben Leute. Daß er nicht von einer Richtung in der Kirche redet, geht daraus hervor, daß er von ihnen redet als von „unglückſeligen Leuten“ und ihnen die Sünde wider den Heiligen Geiſt vornirft. Irenäus ſagt ihnen: Wenn ihr das Evangelium verwerft, weil die Montaniſten mit dem Paraſketen Unſug treiben, dann könntet ihr aus demſelben Grunde den erſten Korintherbrief verwerfen, der auch vom Geiſt und von den Gaben des Geiſtes viel redet. Das ſei genau ſo gehandelt, wie wenn einer um der Heuchler willen die ganze Kirche Gottes verachten wolle. Weil aber gleiche Brüder gleiche Klappen tragen, ſo haben moderne Feinde des Evangeliums die Moger groß und wichtig gemacht. Wir wiſſen ja, was heutzutage der leiſchteſte und ſicherſte Weg iſt für einen Theologen, bei der ungläubigen Welt als original thinker in die Zeitungen zu kommen. So hat man von den Mogern, von denen man doch herzlich wenig weiß, geſagt: ſie ſeien „wiſſenſchaftlich nichts weniger als gering zu ſchätzen“. Epiphanius vergleicht ſie mit einem Gewürm, deſſen Gift geringe Kraft habe. Mögen aber die Moger geweſen ſein, wer ſie wollen, ſie ſind nicht Patrone der neueren Feinde des Evangeliums, die deſſen Entſtehung ſpät ins zweite Jahrhundert verlegen. Hätten die Moger zu ihrer Zeit

etwas Ähnliches zu sagen wagen dürfen, sie hätten nicht zu dem verzweifelten Mittel gegriffen, das Evangelium dem Kerinth zuzuschreiben, also einem Zeitgenossen des Johannes, und zwar in Ephesus. So wird durch sie die alte Tradition nicht erschüttert, sondern bestätigt.

Die Moger mitsamt ihrem Widerspruch fielen der Vergessenheit anheim, und die Kirche behielt ihr Evangelium. Erst am Ende des 18. Jahrhunderts erhob sich abermals Widerspruch. In England gab nämlich 1792 der Deist Evanjon eine Schrift heraus: „The Dissonance of the Four Generally Received Evangelists.“ Die Schrift war nicht weit her und wurde von Priestly und Simpson ins rechte Licht gestellt. Ihre Wirkung wäre keine große gewesen; aber der Funke flog nach Deutschland hinüber und machte da ein großes Feuer. Da ist dann den größten Teil des letzten Jahrhunderts diese Frage eine vielbewegte gewesen, und eine kolossale Literatur ist darüber zusammengeschrieben worden. Der erste, der Aufsehen machte, war Bretschneider 1820 mit seiner Schrift: „Probabilia de Evangelii et Epistolae Johannis Apostoli Indole et Origine.“ Er schrieb das Evangelium einem Heidenchristen des zweiten Jahrhunderts zu. Bretschneider zog später seine Bedenken zurück mit der Bemerkung: er habe seinen Zweck erreicht, die Sache ordentlich zur Diskussion zu bringen und die Verlässigkeit des johanneischen Evangeliums mehr ins Klare zu stellen. Die Schleiermachersche Schule fiel ins andere Extrem. Ihr war das Johannesevangelium Lieblingsevangelium, „da seine innerlichere und geistigere Art dem modernen christlichen Bewußtsein mehr entsprach als die scheinbar äußerlicheren Synoptiker mit ihren vielen Wundergeschichten und Dämonenaustreibungen“. (Luthardt, Der johanneische Ursprung des vierten Evangeliums, S. 26.) Aus dieser Stimmung heraus schrieb Lücke 1820 seinen Kommentar, in dem er das Evangelium Johannis auf Kosten der drei „aneddotenhaften“ Synoptiker verherrlichte. Das Feuer entbrannte von neuem, als Strauß 1835 sein „Leben Jesu“ herausgab. Er löste die ganze evangelische Geschichte in Mythen auf. Das vierte Evangelium sei ein poetisches Erzeugnis auf Grund der alttestamentlichen Weissagung. Der Widerspruch, den er fand, veranlaßte ihn 1838, in betreff des vierten Evangeliums Zugeständnisse zu machen, die er jedoch bald wieder zurücknahm. Einen Schritt weiter ging Bruno Bauer 1840. Hatte Strauß die Evangelien Dichtungen genannt, so nannte Bauer sie tendenziöse Erfindungen, also Schwindel. Am meisten machte dann von sich reden die Baur'sche Schule in Tübingen. Ihr *πρώτον ψεύδος* war die eingebildete Unterscheidung verschiedener Lehrarten unter den Aposteln. Man unterschied den Petrinismus, ein jüdisches, gesetzliches Christentum, und den Paulinismus, ein universelles, freieres, fast antinomistisches Christentum. Die Urapostel, also auch Johannes, seien petrinisch, jüdisch gesinnt gewesen. Aus der Gesinnung sei die Apokalypse entstanden, die dem Johannes gehöre. Derselbe Johannes könne aber unmöglich auch Verfasser des vierten Evangeliums sein, das so

judenfeindlich paulinisch sei. Es sei herausgewachsen aus dem Pseudo-Johanneismus, der zwischen Petrinismus und Paulinismus zu vermitteln suche. Es dränge Petrum in den Hintergrund, trete geslistentlich die Verleugnungsgeschichte breit. Auch widerspreche es in manchen Stücken den älteren Synoptikern. Aus diesen habe der Verfasser den geschichtlichen Stoff genommen und nach seiner „Idee“ umgemodelt. Die „Idee“ sei die Logoslehre. Es sei eine „ideelle Tendenzschrift“ und könne höchstens um 160 verfaßt sein. In diesem Handel gab es wieder viel Literatur für und wider und vermittelnd. Da jagte eine Hypothese die andere. Alte Schriftstücke, die dem Evangelium irgendwie günstig sind, wurden für unecht erklärt, die Aloger wurden zu Helden der Kritik erhoben, ein apokryphischer Presbyter Johannes figurierte gewaltig, desgleichen ein Hebräer- und Petrus- und Urevangelium. Zitate aus dem vierten Evangelium sind keine solchen, sondern geläufige Sentenzen. Justin hat seine Logoslehre nicht aus dem vierten Evangelium und der Montanismus seinen Parakleten nicht, sondern umgekehrt. Über einzelne Dinge, wie den Passahstreit, den Todestag des Herrn, über *ἐκείνος*, „jener Jünger“, wurden Bücher geschrieben. Da fraß eine Hypothese die andere. Zahn sagt in Herzogs Lexikon: „Es sollte aber mehr, als in der Regel geschieht, anerkannt werden, daß es nicht positive Beobachtungen am Text und positive über die Tradition hinausführende Erkenntnisse gewesen sind, durch welche man veranlaßt wurde, an die Stelle des Apostels Johannes zuerst den Kezer Kerinth zu setzen, dann einen gnostisch angehauchten Heidenchristen aus der Mitte des zweiten Jahrhunderts, bald einen Judenchristen, der nie über Syrien hinausgekommen sei, bald die Schule oder einen einzelnen Schüler des Apostels Johannes in Ephesus, bald einen Presbyter Johannes, welchem seine Namensgleichheit mit dem Apostel die Idee eingab, sich mit diesem zu identifizieren, sondern daß die Vertreter solcher Hypothesen nur in dem negativen Urteil einig waren, ein persönlicher Schüler Jesu könne das Buch nicht geschrieben haben, da sein Inhalt aus verschiedenen, teils geschichtlichen, teils psychologischen, teils philosophisch-dogmatischen Gründen unglaublich sei.“ Und: „Eine nur in der Negation einige, zu positiven mit wissenschaftlicher Notwendigkeit sich ergebenden Resultaten nicht gelangende Kritik ist kein Wissen und noch keine Wissenschaft.“ Das Resultat ist, nachdem alles Mögliche und Unmögliche versucht worden ist und die Kritik sich verbraucht hat, daß die Kirche der Authentie gerade des Johannesevangeliums besonders gewiß geworden ist.

Ehe wir uns an unsere Untersuchung machen, wollen wir uns auch klar werden über das onus probandi. Wir haben gar nicht im Sinne, der Kritik gegenüber uns so zu stellen, als ob das Evangelium eben erst bekannt geworden wäre, als ob es keine Kirche, keine Geschichte und Tradition gäbe. Beati possidentes! Die Kirche des ganzen Erdkreises hat seit fast 2000 Jahren dies Evangelium gehabt, als echt anerkannt

und von Hand zu Hand weiter gegeben. Wenn nun Widerspruch kommt, dann haben wir nicht gleich Angst um den Bestand des Evangeliums, sondern wir prüfen den Widerspruch, ob er Grund hat. Es ist allerdings „eine unberechtigte Forderung, von den Verteidigern der Echtheit Nachweisungen so zwingender Art zu verlangen, daß schlechterdings keine andere Möglichkeit der Erklärung denkbar wäre, während man sich selbst mit bloßen Möglichkeiten, ‚kann‘, ‚es scheint‘, ‚konnte‘ zc., begnügt“. (Luthardt, l. c., 35.) Wir tun dreierlei: Wir führen uns vor: 1. die äußeren, historischen Zeugnisse, 2. die innere Beglaubigung des Evangeliums und 3. die Einwürfe; und das tun wir mit dem Bewußtsein, daß wir 1. und 2. für uns tun. Unsere Überzeugung wird um so fester, wenn wir sehen, wie die Authentie des Evangeliums wohlbezeugt, der Widerspruch aber kläglich ist.

Wir fangen an mit den historischen Gründen. Die Frage ist ja, wie Chemnitz in seinem „Examen“ so schön ausführt, hauptsächlich eine historische. Es fragt sich: Ist das Buch von Johannes, dem Apostel Jesu Christi? Liegt Zeugnis vor von Leuten, die das wissen konnten? Hat die erste Kirche es aus des Johannes Hand übernommen und als solches der folgenden Kirche überliefert? Liegt dieses Zeugnis der alten Kirche bestimmt und einstimmig vor, dann steht die Authentie fest. Einen andern Weg zur Ermittlung der Authentie gibt es weder bei einem Evangelium noch bei einem Profanschreiber. Wenn wir dem historischen Zeugnis nachspüren, dann folgen wir Mayer und Zahn in ihrer Anordnung. Wir fangen nämlich mit den Schreibern an, zu deren Zeit zugestandenermäßen das Evangelium da war und von denen es deutlich zitiert wird. Von ihnen gehen wir dann rückwärts. Dann werden die vielen Anklänge und freieren Verwendungen desselben deutlicher als solche erkannt werden. Auch spätere Schriftsteller sind von großer Wichtigkeit. „Sollen Kenner der Literatur und Forscher der Geschichte im 3. und 4. Jahrhundert kein Gewicht mehr in die Schale legen bei Erwägung der Frage, ob eine wichtige Schrift vom Ende des ersten Jahrhunderts echt ist? Ihre Aussagen können in manchen Fällen gewichtiger sein als die der Älteren. Ein Geschichtsforscher von Fach wird heute leicht besser wissen, was vor 300 Jahren geschrieben worden, als ein anderer im 17. Jahrhundert, wenn er auch sonst nicht ohne Kenntnisse und Gelehrsamkeit ist. . . . Dies ist der Fall bei dem Bibelfritiker Hieronymus, bei dem Vater der Kirchengeschichte Eusebius und bei dem Universalgelehrten Origenes.“ (Mayer, 17. 18.)

Zur Zeit des Eusebius war das vierte Evangelium in unwidersprochenem Besitz der Kirche. Wenn er die Schriften des Neuen Testaments nennen will, dann fängt er an: „Zuerst muß man also das heilige Vierblatt der Evangelien sehen“, und schließt: „Dies wären also die unwidersprechlich echten.“ (III, 25.) Es sind also der Evangelien vier, und sie sind unwidersprechlich echt. Vom Johannesevangelium sagt er noch: „Zuerst also muß sein Evangelium, das allen

Kirchen unter dem Himmel hinlänglich bekannt iſt, einſtimmig angenommen werden.“ (III, 24.) Die Kritik gibt zu, daß der erſte Brief Johannis mit dem Evangelium ſteht und fällt. Und von dieſem erſten Brief ſagt Eusebius: „Unter den Schriften Johannis wird außer dem Evangelium auch der erſte Brief ſowohl von unſern Zeitgenoſſen als von den Alten ohne Widerſpruch angenommen; den beiden übrigen wird widerſprochen.“ (III, 24.) Des Eusebius Zeugnis iſt überaus wichtig. Er gibt nicht ſein ſubjektives Urtheil, er iſt Hiſtoriker und Kritiker. Ihm ſtand die ganze Chriſtliche Literatur des erſten Jahrhunderts zu Gebote. Er zitiert viele alte Schreiber, ja von manchem alten Schriftſtück wiſſen wir nur aus Fragmenten, die er aufbewahrt hat. Er zitiert alte Quellen und läßt die wieder ihre Quellen nennen bis in die apoſtoliſche Zeit hinein. Und ſein Buch laſen Leute, die auch mit der Vergangenheit in Verbindung ſtanden zu einer Zeit, wo die mündliche Überlieferung noch rege war. Er iſt wahrheitsliebend und kritiſch. Er ſagt offen heraus von Büchern, daß über ſie das Urtheil nicht einſtimmig ſei. Die nennt er Antilegomena. Er referiert mit aller Unbefangenheit die kritiſchen Bedenken des alexandrinischen Biſchofs Dionys gegen die Apokalypſe. „Dieſer alte Gelehrte handhabt bereits die ſogenannte höhere Kritik meiſterhaft, nur etwas ernſter und, inſofern er Geſchichtliches nicht nach vorgefaßten Begriffen beurteilt, wiſſenſchaftlicher als unſere Zeitgenoſſen.“ (Mayer, S. 25.) — Auch ein ſpäterer Zeuge hat Gewicht, zumal wenn er ein Forſcher und Gelehrter iſt. Ein ſolcher iſt ganz gewiß Hieronymus. Auguſtin ſagt von ihm: „Alle griechiſchen und lateiniſchen Schriftſteller vor ihm hat er durchgemacht.“ Er war viel gereiſt, war im Morgen- und Abendlande zu Hauſe. An kritiſchem Sinn fehlte es ihm auch nicht. Er ſchied die griechiſchen Stücke des Alten Teſtaments aus dem Kanon. Er macht darauf aufmerkſam, daß das letzte Kapitel des Markusevangeliums und das achte Kapitel des Johanneſsevangeliums in vielen griechiſchen Handschriften fehlt. Gegen das vierte Evangelium weiß er nichts; er ſchreibt es dem Johannes zu, weiß zu ſagen von Zweck und Abſicht der Abfaſſung deſſelben. In ſeiner Schrift wider Jovinian macht er auch ſolche Ausſagen, und zwar mit dem Bemerkt: „Manifestissime docent ecclesiasticae historicae.“ — Klement von Alexandrien, geſtorben um 220, theilt das Neue Teſtament ein in τὸ εὐαγγέλιον und ὁ ἀπόστολος. Ihm ſteht die Vierzahl der Evangelien feſt im Gegenſatz zu häretiſchen und apokryphiſchen, z. B. dem ägyptiſchen. Von einem angeblichen Ausſpruch Chriſti ſagt er: „Der ſteht nicht in den vier überlieferten Evangelien.“ Hier haben wir einen literariſch ſehr gebildeten Mann. Von ſeinen „Bermiſchten Abhandlungen“, *σρωματεῖς*, ſagt Eusebius, der Name paſſe ſehr; denn in denſelben verwende er die Heilige Schrift, Lehrfäße der Griechen, Meinungen der Philoſophen, widerlege die Irrlehrer. Um 189 war er Vorſteher der Katechetenſchule in Alexandrien. Durch ſeinen Lehrer Pantänus und durch ſeine aus-

gedehnten Reiſen ſtand er im Zuſammenhang mit den weitesten Reiſen und den früheſten Zeiten des zweiten Jahrhunderts. Er dankt Gott, daß er Leute perſönlich kennen gelernt habe, die unmittelbar von Petrus, Jakobus, Johannes und Paulus gelernt hätten. (Euseb. V, 11.) — Ein rieſiger Gelehrter und fleißiger Forſcher war Origenes, geboren um 185. Kaum achtzehn Jahre alt, iſt er 203 Lehrer in Alexandrien. Er reiſte viel, war in Arabien, Griechenland, Paläſtina, Kappadozien, ſchreibt gegen Celsus, diſputiert öffentlich in Athen, ſtiftet die Schule in Caſarea, ſtirbt als Märtyrer unter Decius. Dieſem vielgereiſten, raſtlos tätigen, in chriſtlicher, heidniſcher und häretiſcher Wiſſenſchaft bewanderten Manne fehlte es an Freisinn und Kritik auch nicht. Der kennt und nennt die vier Evangelien und ſchreibt Kommentare darüber. Die Vierzahl ſtand allgemein feſt. „Die Kirche hat vier Evangelien; die Häreſien haben ſehr viele.“ „Was ſoll ich von Johannes ſagen, der an der Bruſt Jeſu gelegen, der ein Evangelium hinterlaſſen mit dem Geſtändniß, er hätte ſo viel ſchreiben können, als die Welt nicht haſſen können? . . . Er hat auch einen Brief von ſehr wenig Zeilen hinterlaſſen; mag er doch auch den zweiten und dritten geſchrieben haben; denn nicht alle ſagen, daß dieſe echt ſind. Beide machen indeſſen nicht 100 Zeilen aus.“ (Euseb. VI, 25.) Luthardt ſagt von ihm: „Es ſpricht ſich in ſeinen Worten die vollſte Sicherheit aus. Die Kirche, ſoweit er ſie räumlich und zeitlich kennt, hat jene vier Evangelien, nicht mehr und nicht weniger. Außerhalb der Kirche iſt Schwanken und Willkür. Dieſes Zeugniß iſt nicht bloß das eines einzelnen, es iſt das Zeugniß der Kirche ſelbſt, ſoweit Origenes ſie und ihre Geſchichte kannte. Und er kannte beide ausreichend.“ (S. 42.) — Der älteſte lateiniſche Kirchenschriftſteller iſt Tertullian, geboren etwa 150, geſtorben um 220. Er hatte eine ſehr ſorgfältige Erziehung genoſſen, war wiſſenſchaftlich gebildet, kannte die griechiſche Literatur und hatte ſich beſonders durch das Studium des römischen Rechts auf den Staatsdienſt vorbereitet. Er war ein Mann von reichen Kenntniſſen, glänzenden Gaben und großem Scharſſinn. Er lebte in Carthago, hatte aber längere Zeit in Rom, der Hauptſtadt des Reiches und kirchlich bedeutenden Stadt, gelebt. Er darf ſich wohl ſehen laſſen gegenüber dem Vorwurf der negativen Kritik: „Von einem hiſtoriſchen Sinn und Bewußtſein der älteſten Kirche kann keine Rede ſein.“ Tertullian ſcheint für die negative Kritik ein Noli me tangere zu ſein; ſie geht ſeinen Zeugniſſen ſehr aus dem Weg. In ſeinen Schriften finden ſich Zitate aus dem Johanneſevangelium ſehr zahlreich, mit und ohne Nennung des Verfaſſers. Die vier Evangelien ſtehen zu ſeiner Zeit feſt. Er verweiſt ſeinen Gegner Marcion auf apoſtoliſche Gemeinden, wo die *αὐτοῦ γραφα* noch vorhanden ſeien. Er zitiert gewöhnlich nach der Itala, einer lateiniſchen Überſetzung der ganzen Bibel, die auch das vierte Evangelium enthält. Nach Tiſchendorf u. a. iſt ſie nicht nach 150 entſtanden. Es gab ſchon mehrere vollſtändige Überſetzungen, aus denen dieſe ſich herbortat, wie

Augustin sagt, durch verborum tenacitas et perspicuitas sententiae. Bedenken wir noch, daß Afrika das Christentum und die heiligen Schriften nicht aus erster, sondern aus zweiter Hand, von Rom her, überkam, so führt uns das schon in frühe Zeit zurück, wo das Evangelium auch nicht über Nacht entstanden und einer ganzen schlafenden Kirche aufgeschwindelt worden ist. — Ein sehr freisinniger Kritiker war Dionysius von Alexandrien, gestorben 265. Viel gerühmt waren seine exegetischen, polemischen, apologetischen und dogmatischen Schriften. Er spricht dem Johannes die Apokalypse ab, aber das Evangelium zu; und zwar führt er für die erstere Behauptung Gründe an, zu denen die spätere Kritik nicht viel hinzugefügt hat. Er sagt: „Daß er also Johannes heiße und daß diese Schrift die Schrift eines Johannes sei, will ich nicht leugnen; denn ich gebe es zu, daß es das Buch eines heiligen und von Gott begeisterten Mannes sei. Allein das möchte ich nicht zugeben, daß dies der Apostel, der Sohn Zebedäi, der Bruder Jakobi sei, von dem das Evangelium ist, das den Titel führt: Johannis Evangelium und der katholische Brief.“ (Euseb. VII, 25.) Er kontrastiert kritisch die Sprache in den beiden Schriften. Er meint auch: der Apokalyphtiker lehre besonders hervor, daß er Johannes sei; der Schreiber des Evangeliums und des Briefes habe es nicht nötig, sich zu nennen.

Aus der zweiten Generation nach den Aposteln und in engem Zusammenhang mit Leuten, die Apostel Jesu Christi gesehen hatten, tritt uns Irenäus entgegen. Durch seinen persönlichen durch Polykarp vermittelten Zusammenhang mit dem Apostel Johannes ist er der Hauptzeuge in der johanneischen Frage. In seinem Buch an Florinus (Euseb. V, 20) erinnert er in lebhafter Schilderung seinen verirrten Jugendfreund an ihren gemeinsamen Unterricht, den sie in ihrer Jugend bei Polykarp genossen, und an die Erzählungen Polykarp's von seinem Verkehr mit dem Apostel Johannes. Um 170 kam er aus Kleinasien, war mit Polykarp nach Rom gekommen, 178 wurde er Bischof in Lugdunum an einer alten Gemeinde, Nachfolger des greisen, neunzigjährigen Märtyrers Pothinus. Er ist schwerlich nach 140 geboren. Polykarp starb wohl 166; Zahn setzt sein Todesjahr sogar auf das Jahr 155. Da er nach seinem Bekenntnis 86 Jahre dem Herrn gedient hatte, so fällt seine Geburt nicht nach 70 oder 80. Johannes lebte nach Irenäus μέχρι τῶν Τριακοντῶ χρόνων, 98—117. Die Tradition ist also hier geschlossen. Dieser Irenäus kommt von Kleinasien und veröffentlicht im Abendlande in alten Gemeinden ohne Widerspruch die kleinasiatische Tradition. Die Vierzahl der Evangelien und der johanneische Ursprung des vierten Evangeliums steht ihm fest. Wie von vier Cherubim die Rede sei, es vier Himmelsgegenden gebe — und so zählt er noch eine ganze Anzahl Vierzahlen auf —, so habe die Kirche auch ein τετραμόρφον εὐαγγέλιον. Er kämpft gegen mancherlei Irrlehre und sagt dabei: „So fest steht das Ansehen der Evangelien, daß auch selbst die Irrlehrer

ihnen Zeugnis geben, und jeder von ihnen für seine Lehre aus denselben Bestätigung zu holen versucht.“ Den Irenäus hält man auch für den Verfasser des Briefes, den die Gemeinden von Vienne und Lyon zur Zeit der Verfolgung unter Mark Aurel an die Brüder in Kleinasien schrieben. Sie sagen da: „So wurde der Ausspruch unsers Herrn erfüllt, daß die Zeit kommen werde, da jeder, der euch tötet, meint, er tue Gott einen Dienst daran.“ Das Pronomen „euch“ zeigt, daß dieses Wort ein Zitat ist. Es steht aber im vierten Evangelium. Gerade dieses Schreiben zeigt auch, welch lebhafter, vielseitiger und inniger Verkehr zwischen den Gemeinden des Orients und des Occidents stattfand. Gemeinden des fernsten Abendlandes erinnern tröstend Gemeinden des Morgenlandes, und zwar in kleinasiatischen Kreisen, an ein beiden bekanntes Zitat des Evangeliums Johannis. Und dieses soll nach der negativen Kritik höchstens eben in der Zeit von einem Betrüger entstanden sein! — Um dieselbe Zeit schrieben Athenagoras und Theophilus Bücher, in denen auch die Kritik deutliche Zitate aus dem Johannesevangelium zugesteht. Theophilus zitiert es sogar mit Namensnennung. Er sagt: „Es haben uns gelehrt die heiligen Schriften und alle die Geistesträger, als deren einer Johannes sagt: „Am Anfang“ 2c.“ Was sagt man dazu? Als ob diese Leute mit keinem Menschen und keiner Kirche in der Welt Zusammenhang gehabt hätten, sagt man: „Seitdem nun tritt das Evangelium nach Johannes in den allgemeinen kirchlichen Gebrauch ein.“ — Tatian war ein Schüler Justins, von dem er 150 bekehrt worden war. Er schrieb eine Evangelienharmonie, *εὐαγγέλιον διὰ τεσσάρων*. Die vier Evangelien waren eben die vier, eine bekannte, stehende Größe. So bekannt und anerkannt waren sie zu der Zeit, daß man sie bearbeiten und harmonisieren konnte.

Einen Schritt weiter zurück führt uns dann sein Lehrer Justin, Justinus Marthr. Geboren war er um 103, machte alle philosophischen Schulen durch, bis er Christ wurde. Von ihm haben wir zwei Apologien und ein Gespräch mit dem Juden Trypho. Er redet von Evangelien, die verfaßt seien von Aposteln und von Schülern der Apostel, beide Male im Plural, und bezeichnet deutlich die vier bekannten Evangelien. In seinen Schriften finden sich Anklänge an und fast wörtliche Zitate aus dem vierten Evangelium. Er redet von „Lebendigem Wasser“, von dem „Wort, das Mensch geworden ist und Jesus, der Gesalbte, genannt wird“. „Der Sohn ist das Wort und der Erstgeborene Gottes und Gott.“ Unverkennbar ist die Anlehnung an Joh. 3: „Denn der Gesalbte hat gesagt: Wenn ihr nicht wiedergeboren werdet, werdet ihr nicht in das Himmelreich eingehen. Daß es aber unmöglich ist, daß die einmal Geborenen in die Leiber ihrer Mütter eingehen, ist allen offenbar.“ Interessant ist eine dreimalige Hinweisung auf das Wort: „Sie werden sehen, in welchen sie gestochen haben.“ Da ist zitiert Sach. 12, 10. In der Fassung steht es aber nicht im Hebräischen, das Justin nicht kannte, noch weniger, sondern ganz anders, in der LXX,

aber im Johannesevangelium. Diese Anlehnung erklärt man so: Justin schöpfe aus mündlicher Tradition oder aus einem Urevangelium, zumal dem Hebräerevangelium. Auf den Einwurf: Justin hätte die Gottheit Christi mit Aussprüchen Johannis bewiesen, wenn er sie gekannt hätte, spottet Maher: „Die Verteidigungsschrift der Christenheit vor den römischen Cäsaren und der Disput mit dem Judentum im zweiten Jahrhundert sollen dogmatische, bibelfeste Dissertationen sein, wie man sie etwa für das Doktorat der evangelischen Gottesgelahrtheit im 19. Säculum zu Tübingen verlangt!“

Wir haben gehört, wie Irenäus sich auf Polycarp berief. Mit frommer Miene sagt die Kritik: „über den Johannes möchte man ein ähnliches Zeugnis, wie das des Papias über Matthäus ist, von Polycarp wünschen.“ Den johanneischen Ursprung des Evangeliums zu beweisen, fällt keinem alten Schreiber ein, weil ihn niemand leugnete. Aber Polycarp zitiert den Johannes. Er führt z. B. aus seinem ersten Brief an: „Jeder, welcher nicht bekennt, daß Jesus Christus ins Fleisch kommen ist, der ist der Antichrist.“ Wie fertigt die Kritik das ab? Einer sagt: „Mir will dünken, als sei die Stelle des Polycarp ursprünglicher als die des Johannes.“ Ein anderer mit drei großen Worten: „anonym zirkulierende Sentenz“. „Wenn Polycarp an seinem Todestage (23. Februar 155) auf 86 Jahre nicht seines menschlichen, sondern seines christlichen Lebens zurückblickte und somit im Jahre 69 getauft war, und wenn seine Bekehrung nach Irenäus durch Apostel bewirkt wurde“ (Zahn), dann ist er der genügende persönliche Beweis für die Echtheit dieses Evangeliums. Schüler des Johannes, selbst Bischof einer kleinasiatischen Gemeinde, „dieser ehrwürdige Mann ist die diamantene Brücke, welche das Ende des ersten Jahrhunderts mit dem Ablaufe des zweiten verbindet, welche das Zeitalter der Apostel unmittelbar an die Epoche des Irenäus und Tertullian schließt. Da ist kein Raum für eine falsche evangelische Urkunde, am allerwenigsten unter dem Namen des Johannes“. (S. 136.) — Des Polycarp Zeitgenosse ist Papias, Bischof von Hierapolis. Eusebius sagt ausdrücklich, daß Papias den ersten Johannesbrief benutzt habe. Dann hat er auch das Evangelium gekannt. Er führt Redeweisen, die dem Johannes eigenthümlich sind, nennt Christum *αὐτὴ ἡ ἀλήθεια*, bezeichnet die ganze christliche Lehre als *ἡ ἐντολή*. Der Ausdruck findet sich im Evangelium Johannis elfmal, im Brief vierzehnmal, sonst nie anders als vom Gesetz des Alten Testaments. Irenäus führt eine eigenthümliche Auslegung von Joh. 14, 2 über die vielen Wohnungen im Hause des Vaters und sagt: die verdanke er den „Ältesten“. Zu diesen gehören Polycarp und Papias. Auf denselben Kreis führt er auch die Notiz zurück, daß Jesus 50 Jahre alt geworden sei. So ist sogar der Mißverständnis von Joh. 8, 56 Beweis, daß man in dem Kreise, in dem Papias sich bewegte, das Johannesevangelium kannte und sich damit beschäftigte. Papias' Geburt fällt noch ins erste Jahrhundert. Euse-

bis weist ihn der Zeit des Trajan zu, leugnet aber sein Schülerverhältniß zu Johannes. Irenäus sagt von ihm: „Papias, ein Zuhörer Johannis und Gesellschafter des Polycarp, ein alter Schriftsteller.“ (Euseb. III, 39.) Auf einen Ausspruch des Papias, den Eusebius zitiert, in dem Papias unklar von „Ältesten“ redet, gründet sich die Legende von einem Presbyter Johannes. Zahn kommt zu dem Resultat, daß der „Presbyter“ Johannes eben der Apostel Johannes ist, und sagt: „Der Presbyter Johannes ist überhaupt eine Fehlgeburt der kritischen Not und der mangelhaften Exegese des Eusebius.“

Weiter können wir nicht zurück. Der Grund liegt auf der Hand. In die dreißig Jahre zwischen dem Hingang des Apostels und der Bekehrung Justins fallen nur wenige Schriften von geringem Umfange; es sind kurze Briefe: einer von Polycarp, sieben von Ignatius, deren Echtheit obendrein bestritten wird, und Notizen von Papias. Wollen wir weiter zurück, dann kommen wir auf ein Zeugnis, das dem Evangelium selbst angehängt ist: ich meine das 21. Kapitel mit seinem 24. Vers: „Dies ist der Jünger, der von diesen Dingen zeuget und hat dies geschrieben; und wir wissen, daß sein Zeugnis wahrhaftig ist.“ Ist es von Johannes selbst, dann bezeichnet er sich deutlich genug. Ist aber etwa der 24. Vers von andern, dann müssen das Leute gewesen sein, die berechtigt waren, das Evangelium zu beglaubigen, und an deren Zeugnis etwas gelegen war. Calov sagt, es war die Ecclesia Ephesina. Wer will sagen, wieviel daran ist, wenn das muratorische Fragment sagt, dem Johannes sei offenbart worden, er solle schreiben, die andern sollten es nachsehen. Auf jeden Fall gehört das 21. Kapitel, und zwar ganz, zum Evangelium. Es gibt keine Handschrift und keine Übersetzung ohne dasselbe. Ja das Chronicon Paschale sagt, das von der Hand des Johannes selbst geschriebene Exemplar sei noch im sechsten Jahrhundert in der Kirche zu Ephesus aufbewahrt und dort von den Gläubigen verehrt worden.

Auch Sammlungen der heiligen Schriften haben immer das Johannesevangelium mit. Wir haben von der alten Itala gehört, die schon Tertullian zitiert. Das muratorische Fragment aus der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts schreibt das Evangelium und den ersten Brief dem Johannes ex discipulis zu. Auch die alte syrische Peschitto, die manche Antilegomena nicht hat, hat doch als selbstverständlich das Johannesevangelium. Ja, nicht nur kirchliche, sondern auch häretische Schriftsteller sind Zeugen für dieses Evangelium. Wir haben gehört, wie die Moger wider Willen die alte Tradition bestätigen. Der Gnostiker Marcion, in Pontus geboren, in den Tagen des Kaisers Antonin (138—161) lebend, hat das Evangelium Johannis gekannt. Marcion hatte ein verstümmeltes Lukasevangelium. Tertullian wirft ihm vor, daß er die andern drei beiseite lasse. Er redet ihn so an: „Wenn du von den Schriften, welche deiner Meinung zuwider sind, nicht mit Fleiß die einen zurückgewiesen, die andern gefälscht

hätteſt, ſo würde dich in dieſer Beziehung das Evangelium des Johannes überführen.“ Hätte Marcion den johanneiſchen Urſprung deſſelben leugnen können, er hätte es wahrlich nicht unterlaſſen. — Der Gnoſtiſter Valentin führt in ſeinem Monenſyſtem Benennungen, bei denen man nur die Wahl hat: entweder das Johanneſevangelium von Valentin oder Valentin vom Evangelium beeinflusst ſein zu laſſen. Rurh ſagt in ſeiner Kirchengeſchichte: „Seine Gnoſis will er theils aus der Heiligen Schrift (mit Bevorzugung des Evangeliums Johannis), theils aus der Geheimlehre eines angeblichen Pauluſſchülers Theodades geſchöpft haben.“ (I, 72.) Valentins Schüler Ptolemäus ſagt geradezu, der Apoſtel Johannes habe die erſte Ogdoas ſelbſt bezeichnet, indem er eine ἀρχή ſtatuire und den Sohn μονογενῆς καὶ θεός nenne; λέγει δὲ οὕτως ἐν ἀρχῇ ἦν ὁ λόγος. Er läßt auch keinen Zweifel, welchen Johannes er meine. Er zitiert Joh. 1, 3 und ſagt: λέγει ὁ ἀπόστολος. Ja, „der Bau des valentinianiſchen Syſtems ſelbſt und ſeine Sicherſtellung ſcheint ſo verwachſen mit dieſem Evangelium, daß jenes Syſtem ohne daſſelbe ſich gar nicht denken läßt“. (Luthardt, S. 88.) Heraſkleon, einer aus dieſer Schule, ſchrieb einen förmlichen Kommentar über daſſelbe. Ja, ſogar der Chriſtenfeind Celfus tritt in die Reihe der Zeugen. Er ſchrieb zwiſchen 176 und 180. Er führt eine ganze Reihe Dinge an, die nur Johannes berichtet. Und das hat er nicht vom Hörenſagen, ſondern aus Schriften. Er ſagt ſelbſt, er wolle die Chriſten mit ihren eigenen Schriften bekämpfen. Alſo war das Johanneſevangelium bei Freund und Feind eine anerkannte Urkunde des Chriſtentums; und keiner wirft dem andern vor: die Schrift iſt ja unecht, viel ſpäter entſtanden.

Zu dem hiſtoriſchen Zeugnis haben wir noch dieſes hinzuzuſügen. Man hat darauf gepocht, daß die allerälteſten Schreiber den Johannes nicht mit Namensnennung zitieren. Ebrard erinnert daran, daß gerade das Johanneſevangelium die erſte neuteſtamentliche Schrift iſt, die mit Namen zitiert wird, von Theophilus, 180. Die Alten zitierten überhaupt nicht wie wir, ſondern verwerteten meiſt frei. So tun ja die neuteſtamentlichen Schreiber ſelbſt. Luthardt erinnert daran, daß das Zeugnis der einzelnen Schriftſteller beſonderes Gewicht erhalte, wenn man zwei Dinge nicht vergeſſe: die Anagnorſe und den Epiſkopat. Die Anagnorſe, das iſt, das öffentliche Vorleſen der heiligen Schriften, war nach Juſtin ein Hauptbeſtandtheil des öffentlichen Gottesdienſtes. Die Anagnorſe macht die Gemeinden mit zu Hütern und Zeugen für die vorgeleſenen Schriften. Dann der Epiſkopat. Die alten Biſchöfe ließen ſich nicht ungeprüft Schriften aufhaſſen. Maher tadelt an der Kritik: „Die Gemeinden des Erdkreiſes werden wie Winkelfekten behandelt, die nichts voneinander wiſſen; die Schriftſteller, die Gelehrten, die Geſchichtſchreiber ſind wie iſoliert von der Vergangenheit.“ (S. 22.) Weiß macht die Bemerkung: „Selbſt Mangold, der aus inneren Gründen die Echtheit des Evangeliums nicht zugestehen will, erklärt, daß ſeine

äußere Bezeugung kaum weniger stark ist als die der synoptischen Evangelien, und es ausreichend beglaubigen würde.“

Das geschichtliche Zeugnis für das Evangelium ist stark. Mit so guten Zeugnissen können wenigen Profanskribenten ihre Bücher vindiziert werden. Wir haben auch gehört, daß auf dem Gebiet der Kämpfe auch nicht tobt, sondern auf dem der inneren Kritik. Wir sehen uns nun das Evangelium selber an und sehen nach, was wir daraus über seinen Verfasser lernen können, und ob es ein innerer Widerspruch ist, es für das zu halten, wofür das äußere Zeugnis es erklärt, nämlich für das Evangelium des Johannes. Der Verfasser ist ein Jude, kein Grieche, und zwar ein palästinensischer Jude, nicht ein hellenistischer aus der Diaspora. Das zeigt die Sprache. Godet sagt: „Das Kleid der Sprache ist griechisch, der Leib aber hebräisch. Er kennt das Alte Testament im Urtext, bewegt sich im Gedankenkreise des Alten Testaments und nimmt daraus seine meisten Bilder. Er kennt die jüdischen Sitten, Vorstellungen und Verhältnisse. Aber er schrieb nicht in Palästina, auch nicht für Palästinenser. Er redet als fernstehend schlechtweg von ‚den Juden‘. Er bestimmt genau örtlichkeiten, die der Palästinenser ohne Beschreibung kannte. Er hält es für nötig, jüdische Sitten und Gebräuche zu erklären. Er bemerkt, daß die Juden keine Gemeinschaft mit den Samaritern haben. Er beschreibt die Art der jüdischen Reinigung, die Weise des jüdischen Begräbnisses. Er übersetzt für seine Leser hebräische Wörter: Aephas, selbst Messias und Rabbi. Alle diese Dinge weiß er, er setzt sie aber bei seinen Lesern nicht voraus.“ Der Schreiber ist Augenzeuge gewesen dessen, was er berichtet. Er hat die Herrlichkeit des fleischgewordenen Wortes gesehen, Joh. 1, 14, und zwar mit Augen, wie der Anfang des Briefes doch stark genug hervorhebt. Er weiß bei den einzelnen Begebenheiten die bestimmten Tage, ja Tageszeiten und Stunden des Tages anzugeben. Er beschreibt genauer als die andern die Stufen der Verleugnung Petri. Er kennt den Namen des Knechtes Malchus, den Wert der Narde, die Maria bei der Salbung gebrauchte. Wie augenscheinlich beschreibt er die Auferweckung des Lazarus, den Vorgang am Ostermorgen, wer zuerst in das Grab ging, wo das Schweiß Tuch lag etc. Ja er weiß sogar, was im Jüngerkreise gedacht wurde. Maher sagt: „Der Verfasser des vierten Evangeliums muß ein großer Dichter oder — Augenzeuge gewesen sein. Das erste anzunehmen, ist aus tausend Gründen abgeschmackt, daß er Augenzeuge war, bestätigte sich seither bei jedem Schritt und auf alle nur mögliche Weise.“ (S. 272.) Delitzsch meint, man könne auch den Ohrenzeugen heraus hören aus dem häufigen ἀκούω, ἀκούω, λέγω ὑμῖν. So habe sich bei ihm festgesetzt das vom Heiland oft gebrauchte aramäische: ܐܡܢܐ ܐܡܢܐ.

Der Verfasser nennt sich nicht mit Namen. Für seine Leser hatte er das nicht nötig. Aber er gibt sich deutlich genug zu erkennen. Es figurirt durch das ganze Evangelium hin ein ungenannter Jünger,

ein Jünger, der dem Herrn besonders nahe stand, den Jesus lieb hatte, der beim letzten Mahle an Jesu Brust lag, der unter dem Kreuze aushielt, dem der Herr seine Mutter befohl. In diesem Jünger hat das Altertum den Johannes selbst erkannt, der aus Bescheidenheit nicht immer das „Ich“ hervorkehren will. Von den Hauptaposteln sind die meisten im Evangelium mit Namen genannt: Judas Thaddäus einmal, Philippus zweimal, Andreas viermal, Thomas fünfmal, Judas Ischariot achtmal, Petrus vierunddreißigmal. Zwei Hauptnamen fehlen ganz und gar: Jakobus und Johannes. Beide gehörten nach den Synoptikern nebst Petrus zu den vertrautesten Jüngern. Jakobus wurde zu früh hingerichtet; von dem kann als Verfasser keine Rede sein; so bleibt nur Johannes übrig. Der Ungenannte wird eingeführt als „der andere Jünger“, „jener Jünger“, „der Jünger, den Jesus lieb hatte“, „der an seiner Brust lag“. Er erscheint in besonderer Nähe Jesu, er allein hält neben den frommen Frauen unter dem Kreuze aus. Es wäre unverzeihlich, der Christenheit den Namen vorzuenthalten, wenn er nicht bekannt genug wäre. Der so Bezeichnete gibt sich selbst als den Verfasser an: „Der das gesehen hat, der hat es bezeugt“, Joh. 19, 35. Der ungenannte Jünger erscheint stets neben Petrus. So führen uns die Synoptiker die Söhne Zebedäi und die Apostelgeschichte den Johannes vor. Und von diesem Jünger wird bezeugt: „Dies ist der Jünger, der von diesen Dingen zeuget und hat dies geschrieben“, Joh. 21, 24. Dazu kommt noch dies: Der Verfasser bezeichnet sonst alle Personen genau. Petrus nennt er gewöhnlich mit beiden Namen: Simon Petrus, gibt sogar die Bedeutung des Namens an. Bei Thomas setzt er immer dessen Beinamen dazu. Bei dem Namen Judas unterscheidet er sorgfältig mit den Zusätzen: „der ihn verriet“, und „nicht der Ischariot“. Nur eine Ausnahme: den Täufer Johannes führt er einfach ein als Johannes, während gerade bei diesem Namen die andern Evangelisten immer Zusätze machen zur Unterscheidung: „der Täufer“, „der Sohn Zebedäi“, „die Kinder Zebedäi“. Der Verfasser des Evangeliums fürchtet bei diesem Namen keine Verwechslung, weil er der andere Johannes selber ist.

Diese Zurückhaltung stimmt ganz mit dem Charakter des Johannes. Alte geschichtliche Notizen sagen, Johannes habe lange Zeit aus Bescheidenheit und Schüchternheit nicht schreiben wollen. Nur auf Drängen der Freunde habe er schließlich sich zum Schreiben bewegen lassen. Markus nennt unter den Frauen, die unter dem Kreuze standen, auch eine Salome und führt sie als bekannt ein. Matthäus bezeichnet sie als „die Mutter der Söhne Zebedäi“. Johannes nennt sie nicht mit Namen, weil sie seine Mutter ist, wie er sich selbst nicht nennt und seinen Bruder Jakobus auch nicht. Man hat gesagt, dieser „andere Jünger“, der Ungenannte, sei nur eine ideale Person. Aber er wird doch eingeführt als eine historische Person, so geschichtlich wie Andreas am Anfang und Petrus am Schluß. Man hat gesagt, der Schreiber

sage ja selbst, daß er nicht der Augenzeuge sei, der unter dem Kreuze stand. Er gebrauche ja von ihm das Wort „jener“, *ἐκεῖνος*: „Und er (*ἐκεῖνος*) weiß, daß er die Wahrheit saget“, Joh. 19, 35. *Ἐκεῖνος* aber bezeichne deutlich eine andere, entferntere Person. Aber der Einwurf ist sprachlich hinfällig. Johannes gebraucht das Wort *ἐκεῖνος* 72mal und nicht als Hinweisung auf ein entfernteres Objekt, sondern „zur betonten Hervorhebung der betreffenden Person oder Sache“. (Luthardt, S. 143.) So sagt Christus von der Schrift, von der er eben redet, nachdrücklich: „Sie (*ἐκαὶ ναι*) ist's, die von mir zeuget“, Joh. 5, 39. So sagt Christus zu dem Blindgeborenen von sich selbst, der leibhaftig vor ihm steht: „Du hast ihn gesehen, und der mit dir redet, der (*ἐκεῖνος*) ist's“, Joh. 9, 37. Das Selbstzeugnis und offizielle Zeugnis des 21. Kapitels haben wir gehört, auch wie alte Schreiber so oft den Johannes bezeichnen als den Jünger, den Jesus lieb hatte, der an Jesu Brust lag. Mayer sagt sogar: „Er hat sich genannt, und zwar nicht nur einmal, sondern mehrfach und in ganz besonders feiner Weise. Johannes ist ein hebräischer Name und bedeutet: der Liebling Gottes, יְהוֹנָתָן. So oft der Evangelist sich als den bezeichnete, welchen ‚Jesus lieb hatte‘, nannte er sich.“ (S. 242.) Die alte Kirche hat die Selbstbezeichnung des Evangelisten verstanden; für sie war sie deutlich genug. Zudem wissen wir nicht, wie alt die Überschrift ist: „Evangelium nach Johannes“; anonym hat es gewiß nicht zirkuliert.

(Schluß folgt.)

E. P.

Die Evolution und die Bibel.¹⁾

2.

Gaffner in seinem Schriftchen „Der moderne Materialismus“ hat mit wenigen Worten und mit beißender Satire die Art und Weise, in welcher sich die Anhänger eines Darwin und Hädel die Entstehung der Welt in ihrer jetzigen Form denken, gar trefflich charakterisiert. Er schreibt (S. 21): „Wer kennt nicht das Kunststück, mit welchem sich Herr von Münchhausen eines schönen Abends selbst mit seinem Pferde an seinem Zopfe aus dem Sumpfe herauszog, und wer wollte leugnen, daß ihm dieses Bild in den Kinderjahren gewaltig imponierte? Ebenso scheint es der gebildeten Welt zu imponieren, wenn der Materialismus lehrt, daß die Materie sich selbst zu den vollkommenen Gebilden der Welt gestaltete, erstlich zu Nebel und Schlamm, dann eines schönen Morgens zum reinlichen Kieselstein, endlich zu Tieren und zum allerletzten zu Menschen. Herr Zimmermann hat uns diese Geschichten sogar in Bildern vorgelegt und in seinem Buche ‚Der Mensch‘ gezeigt, wie aus

1) Auf Beschluß der Pastorkonferenz von Missouri eingesandt von P. J. Höneß.

einer Zwiebel eine Pflanze und aus einer Pflanze der Schwanz eines Löwen und aus dem Löwenschwanz der Löwe sich bildet.“ Wunderlich und seltsam sind in der That die Theorien, welche die Evolutionisten auch von der Art und Weise der Entstehung der Welt, von der Kosmogonie zutage gefördert haben. Wir wollen nun versuchen, uns im allgemeinen ein Bild davon zu machen. Das ist keineswegs so leicht, denn auch hier gehen die Meinungen der einzelnen weit auseinander. Jetzt geht man aus von der Nebeltheorie des Laplace. Der Urnebel soll nach der Behauptung der absoluten Evolutionstheorien, die sich nicht nur mit der Entstehung der Flora und Fauna der Erde befassen, sondern mit der Entstehung des ganzen Weltgebildes, von Ewigkeit her gewesen sein und die ganze Welt, das ganze Universum, die Erde, die Pflanzen, Tiere und Menschen mit ihren geistigen Fähigkeiten potentiell in sich beschlossen haben. Dieser Urnebel, der nach einigen glühend war, gewesen war, verdichtete sich und erhielt durch seine rotierende Bewegung eine kugelförmige Gestalt. Von dieser rotierenden Kugel sprangen Stücke ab. Diese rotierten zunächst als Ringe weiter. Später zogen sie sich um einen oder mehrere ihrer Punkte zusammen, wurden auch zu Kugeln und drehten sich endlich um die Mutterkugel, die Sonne. Und das alles geschah infolge der Attraktionsgesetze und der der Urmasse inhärierenden Zentrifugal- und Zentripetalkraft. Eine dieser Kugeln war die Erde. Allmählich kühlte diese sich ab, zunächst an der Oberfläche; es bildete sich die Erdkruste, die harte äußere Rinde, und auf dieser nahm dann die Evolution, die Entwicklung der Dinge, ihren Fortgang bis auf den heutigen Tag. Unter dem Einfluß von Wind und Wetter, durch Verwitterung des Urgesteins, durch vulkanische Eruptionen, durch allerlei gewaltige Katastrophen entstanden die anorganischen Gebilde auf Erden, es entstanden die Gebirgsmassen, Täler, Schluchten, Flüsse und Seen. Häckel sagt hierüber: „Als zwei Hauptabschnitte der Erdgeschichte müssen wir vor allem die anorganische und organische Geogenie unterscheiden; die letztere beginnt mit dem ersten Auftreten lebender Wesen auf unserm Erdballe. Die anorganische Geschichte der Erde, der ältere Abschnitt, verlief in derselben Weise wie derjenige der übrigen Planeten unsers Sonnensystems; sie alle lösten sich vom Äquator des rotierenden Sonnenkörpers als Nebelringe ab, welche sich allmählich zu selbständigen Weltkörpern verdichteten. Aus dem gasförmigen Nebelball wurde durch Abkühlung der glutflüssige Erdball, und weiterhin entstand an dessen Oberfläche durch fortschreitende Wärmeausstrahlung die dünne feste Rinde, welche wir bewohnen. Erst nachdem die Temperatur an der Oberfläche bis zu einem gewissen Grade gesunken war, konnte sich aus der umgebenden Dampfhülle das erste tropfbar-flüssige Wasser niederschlagen, und damit war die wichtigste Vorbedingung für die Entstehung des organischen Lebens gegeben.“ (Welträtsel, S. 101.)

Ogleich nun die Evolutionisten das Wunder längst abgeschafft haben und kein Mensch nach ihren Forderungen etwas glauben soll, was

man nicht mit den Sinnen wahrnehmen kann, so geschieht dennoch jetzt ein großes Wunder, die sogenannte Urzeugung, generatio aequivoca. In einer kleinen Urzelle, wahrscheinlich tief drunten im Urschleim des Atlantischen Ozeans, regt es sich. Das Moneron, das erste organische Lebewesen, ist da das Lebende aus dem Toten, das Organische aus dem Anorganischen, das mit Energie Begabte aus dem Energielosen, und zwar einfach durch spontane Zeugung, durch physikalisch-chemische Prozesse. Zuerst entstehen nach Häckel (Weltr., S. 104) einfache Plasmatakörper in einer anorganischen Bildungsflüssigkeit (Ontogenie); darauf folgt die Plasmogenie, die Individualisierung von primitivsten Organen, aus jenen Plasmen andere Verbindungen in der Form von Moneren. Das sind freilich auch für Häckel sehr schwierige Probleme gewesen, er hat sie aber doch glücklich gelöst. Die Hausgenossen Häckels sind freilich etwas bescheidener und erklären die spontane Urzeugung für etwas, was man nicht erklären könne. Sogar Huxley schreibt: "The present state of knowledge furnishes us with no link between the living and the not living", und Max Müller schreibt in "Science of Thought": "I do not grudge to the Bathybius the dignity of a New Adam, yet I cannot help feeling that in this small speck of slime, dredged up from the bottom of the Atlantic Ocean, there is too much of the Old Adam, too much what I call *mythologie*, i. e., too much of human ignorance concealed under the veil of dogmatic knowledge." (Z. u. W. 1898, S. 205.) Andere wiederum haben, weil sie die Entstehung des organischen Lebens aus dem anorganischen auch nicht erklären konnten, sich dasselbe von auswärts verschreiben lassen. H. O. Meibauer (Ebr. Ap., S. 397) und Präsident Thompson von London meinen, man brauche hier auf Erden auch keine Urzeugung anzunehmen; die ersten Keime organischen Lebens seien auf der den Weltraum erfüllenden dünnen Luft zu uns herübergeflogen. Spiller hingegen erklärt das für unmöglich. Doch mag dem sein, wie es wolle, dagewesen sind die Protoplasmen einmal nach den absoluten Evolutionstheorien, und aus diesen Moneren haben sich nun alle Lebewesen, Tiere und Pflanzen, entwickelt. Und es ist hier, wo die relative Evolution gewöhnlich einsetzt und wo die theistischen Vertreter der Evolution aus einer oder mehreren geschaffenen Urformen alles organische Leben auf Erden entstehen lassen. Darwin sagt (Origin of Species, p. 469): "Analogy would lead me a step further, namely, to the belief that all animals and plants are descended from one prototype. But analogy may be a deceitful guide. Nevertheless, all living things have much in common, in their chemical composition, their cellular structure, their laws of growth, and their liability to injurious influences." Sein ganzes Buch "Origin of Species" will demonstrieren, daß sich die verschiedenen Pflanzen und Tiere durch Umbildung und Entwicklung der verschiedenen Organe aus niederen Arten zu höheren Arten evolviert haben, und daß diese Evolution auch heute noch stattfindet. Diese Evo-

lution soll sich nach sechs verschiedenen Gesetzen vollziehen. Sie sind: 1. das Gesetz der Variabilität (unter veränderten Lebensbedingungen verändern die Organismen ihre Beschaffenheit: aus pflanzenfressenden Tieren werden fleischfressende, aus Reptilien werden Vögel); 2. das Gesetz der natürlichen Zuchtwahl (natural selection: unter einer Anzahl von Pflanzen und Tieren werden diejenigen am wahrscheinlichsten am Leben erhalten, welche am günstigsten organisiert sind); 3. das Gesetz: Der Kampf um das Dasein bei Pflanzen und Tieren; 4. das Gesetz der Erbllichkeit (individuelle Eigenschaften der Eltern vererben sich auf ihre Nachkommen und werden endlich zu Arteigenschaften); 5. das Gesetz des Atavismus: daß günstige Eigenschaften der Eltern nicht immer vererben, sondern die ungünstigen der früheren Vorfahren wieder zum Vorschein kommen (NB. hebt Gesetz No. 4 wieder auf); 6. geschlechtliche Zuchtwahl: daß bei den Tieren das Weibchen demjenigen Männchen den Vorzug gibt, das sich etwa durch Stärke, Schönheit zc. auszeichnet. Diese geschlechtliche Zuchtwahl läßt Häckel fallen und führt, um den Schaden zu ersetzen, die Embryogenese oder Ontogenese ein.

Nach diesen Gesetzen hat sich also nach den Theorien der Evolution aus einer oder mehreren Grundformen die ganze Flora und Fauna so, wie sie jetzt ist, entwickelt. Aus den einfachen Grundformen entstehen zuerst die niedrigsten Klassen von Pflanzen und Tieren. Von diesen Gesetzen geleitet, werden aus Infusorien Algen, später, nach langer, langer Zeit, entwickeln sich etliche derselben etwa zu Moosen, Pilzen u. dgl., einige von diesen nach einer Reihe von Zwischenstufen und Übergängen zu Gräsern zc., bis endlich der Palmbaum, die Eiche und die Tanne ihre Erscheinung macht. Und wie es mit den Pflanzen ging, so auch mit den Tieren. Zuerst entstanden aus einem Moneron oder einer niedrigen Pflanze etwa Gasträaden, aus den Gasträaden dann wieder etwa Weichtiere zc. bis herauf zu den Vierfüßlern und Affen. Häckel unterscheidet in seinen „Welträtseln“ fünf Hauptperioden. (S. 156.) Wollten also Elefanten, Bären, Löwen und Tiger ihre Stammbäume verfolgen, so würden sie unter ihren Ahnen Hechte, Karpfen, Schnecken, Krebse und Korallen finden, und diejenigen Tiergattungen, die nicht untergegangen sind, haben zu erwarten, daß sie einst in späteren Eonen die illustren Ahnen von noch höheren und edleren Tiergattungen werden. Große und seltsame Wunder geschehen im Reiche der Evolution: Einer Schlange wachsen Flügel, daß sie fliegen kann, um ihren Feinden zu entgehen. Ein Hahn möchte gerne im Wasser gehen; es wachsen ihm Schwimmhäute, und der Hahn wird zur Ente. Die zuerst kurzhalfige Giraffe findet während etlicher dürren Sommer kein Gras mehr auf dem Boden; sie reckt und streckt sich, um das Laub auf den Bäumen zu erhaschen, und es wird eine langhalfige Giraffe. Das Nilpferd verliert die Lust, bisweilen dem Lande einen Besuch abzustatten, und aus dem Nilpferd wird ein Krokodil.

Seit der Zeit aber, da mit dem ersten Moneron organisches Leben

auf die Erde kam, sind nach der Berechnung der Evolutionisten viele Millionen Jahre vergangen. Nach Häckel nehmen wohl die meisten fachkundigen Autoritäten für die Länge der organischen Erdgeschichte 100 bis 200 Millionen Jahre als wahrscheinlichste Mittelzahl an, während andere mit 25 bis 50 Millionen auszukommen vermeinen. Und etwa 100 Millionen Jahre hat die Erde gebraucht zu ihrer Entwicklung, bis zu dem Tag, da organisches Leben auf ihr entstand. Viele Vermittlungstheologen nun und solche Philosophen, die nichts so sehr fürchten, als in den Ruf der Unwissenschaftlichkeit zu gelangen, aber dabei doch ihre Religion retten möchten, nehmen nun nicht alle diese Behauptungen und Hypothesen an, bekämpfen sie auch, aber dennoch reden sie von einem berechtigten Kern der Deszendenztheorien. Sie wollen freilich Gottes Mitwirkung bei der Entstehung der Typen. Da soll Gott die Umwandlung oder die Entstehung der Stammformen in kurzer oder längerer Zeit fertiggebracht haben; aber die Arten sind auf rein natürlichem Wege, ohne jedes Zutun Gottes, entstanden, indem sie sich nach den Ergebnissen der neueren Forschungen auseinanderwickelten. (Siehe Dr. Ed. Hoppe: „Ist mit der Deszendenztheorie eine religiöse Vorstellung vereinbar?“ S. 27.) Seite 28 fährt er fort: „Man glaubt wohl die Bibel und das Christentum damit zu verteidigen, wenn man sich ein Gedicht von der Schöpfung macht und unter Zugrundelegung von zwei oder drei Worten der Bibel eine detaillierte Geschichte erfindet, die den modernen Forschungsergebnissen mehr oder weniger angepaßt ist.“ Und derselbe Ed. Hoppe macht der Evolutionstheorie dennoch eine gewisse Konzession, wenn er in einem Pamphlete von Schöpfungsperioden redet. So auch der sonst so wackere und treffliche Wetter. In seinem Büchlein „Das erste Blatt der Bibel“ sagt er: „Wenn es nun ferner heißt: ‚Und Gott nannte das Licht Tag und die Finsternis Nacht‘, so stellt Gott hier klar und deutlich fest, was er unter Tag und Nacht verstehe und was besonders in der Schöpfungsgeschichte unter Tag und Nacht zu verstehen sei: nicht Tage und Nächte nach unserer Rechnung von je zwölf Stunden Dauer — es war ja in den ersten Tagen der Schöpfung noch gar keine Sonne da —, sondern abwechselnde Zeiten des Lichts und der Finsternis, ohne daß über die Länge derselben etwas gesagt wäre. Wir erinnern hier auch an den Spruch: ‚Tausend Jahre sind vor dem Herrn wie ein Tag und ein Tag wie tausend Jahr‘, ebenso an den ‚Tag des Herrn‘, der auch kein einzelner Tag des Herrn ist, sondern einen ganzen Zeitabschnitt bezeichnet. Wir haben also bei den Tagen der Schöpfung nach dem klaren Wortlaut der Schrift nur an die Zeiträume des Lichtes zu denken, über deren Dauer die Bibel uns gar nichts sagt, die sich aber über Jahrtausende erstreckt haben können. Es waren große Zeiten des Lichts und der Lebensentwicklung, auf welche dann wieder Zeiten der Finsternis und des Stillstandes folgten.“ Und derselbe Wetter redet auch von allerlei Übergängen und gewaltigen Katastrophen, die sich im Rahmen des Sechstageswerks ereignet haben. So läßt er

am fünften Tage, ehe die Fische und Vögel geschaffen werden, die am vierten Tage geschaffenen Wälder unter großem Getraße und Getöse unter Sand, Schlamm und Felsen begraben werden, neue Bergketten hervorgehen und eine neue Vegetation aus der Erde hervorsprossen. (S. 39.)

Wie die Heilige Schrift uns genau darüber Auskunft gibt, wer es ist, der die Welt geschaffen hat, so gibt sie uns auch Auskunft darüber, in welcher Art und Weise und in welchem Zeitraum sie von dem allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde ins Dasein gerufen worden ist. Die Schrift macht auch alle die angeführten Spekulationen und Hirngespinnste zunichte, mögen sie nun von offenbaren Ungläubigen und Gottesleugnern stammen oder von positiven Naturforschern und Theologen, die der vermeintlichen Wissenschaft keinen klaren und runden Absage- und Fehdebrief schreiben wollen. Und das, was die Schrift über diese Punkte in einfachen, aber doch eindrucksvollen und majestätischen Worten sagt, ist im Grunde genommen viel leichter zu glauben als alle die chimärischen Hypothesen der Evolutionisten. So hat auch einer ganz richtig bemerkt, daß die Glaubenssätze der Evolutionisten zehnmal mehr Glauben erfordern als alle christlichen Dogmen von der Dreieinigkeit, der Gottheit Christi, der Erlösung &c. Und gerade auch das erste Kapitel der Bibel sagt uns ganz ausdrücklich, in welcher Zeit Gott Himmel und Erde geschaffen hat. Gott, der allerdings für sich an keine Zeit gebunden ist, der auch mit einem Allmachtswort das ganze Weltgebäude hätte fertig hinstellen können, hat die Welt nach Gen. 1 in sechs Tagen erschaffen, V. 5. 8. 13. 14. 28. 31. Unter diesen Tagen sind aber auch nicht sechs lange Zeitperioden oder Phasen zu verstehen — das fordert weder die Wissenschaft noch eine schriftgemäße Exegese —, sondern sechs natürliche Tage von 24 Stunden. Zwar ist es ja wahr, daß das Wort Tag hin und wieder in der Heiligen Schrift von einem gewissen, nicht genauer definierten Zeitpunkt gebraucht wird, z. B. Num. 3, 13: „Denn die Erstgeburten sind mein, seit der Zeit ich alle Erstgeburten der Ägypter schlug“, **מֵיּוֹם**. 1 Sam. 8, 18: „Wenn ihr dann schreien werdet zu der Zeit über euren König“ &c. Matth. 24, 19: „Wehe aber den Schwangeren und Säugenden zu der Zeit“ (*ἐν ἐκείναις ταῖς ἡμέραις*). Mark. 8, 1: „Zu der Zeit, da viel Volks da war“ &c. Aber wenn der Heilige Geist Gen. 1 die sechs Tagetwerke beschreibt und dabei die einzelnen Tage mit den darin geschehenen Werken unterscheidet, so soll doch jedesmal nicht ein Zeitpunkt genannt werden, von dem etwas geschieht, sondern es wird die Zeitdauer ausgedrückt. Ferner kann auch „Tag“ in diesen Versen nicht von einer unbestimmten, unbegrenzten Zeitdauer gebraucht sein, wie z. B. Ps. 39, 6: „Siehe, meine Tage sind einer Hand breit bei dir“, sonst wären die einzelnen Tage nicht so genau beschrieben und abgegrenzt durch die jedesmalige Bemerkung: „Da ward aus Abend und Morgen der erste Tag.“ Ferner haben wir hier auch nicht prophetische Sprache und Schilderung vor uns, in welcher das

Wort Tag manchmal auch im Sinne von einer längeren Zeit gebraucht wird, wie z. B. Offenb. 2, 10: „Und werdet Trübsal haben zehn Tage.“ Hier haben wir das genus historicum vor uns, die nüchterne Sprache der Geschichtsschreibung, gerade so, wie die Schrift uns später erzählt, daß Moses vierzig Tage und vierzig Nächte auf dem Berge der Gesetzgebung zugebracht habe, oder daß Jonas drei Tage und drei Nächte im Bauche des Walfisches gewesen sei. Allen Zweifel darüber, wie das Wort Tag im Schöpfungsbericht verstanden werden muß, benimmt uns die Stelle Gen. 20, 11: „Denn in sechs Tagen hat der Herr Himmel und Erde gemacht und das Meer und alles, was drinnen ist, und ruhte am siebenten Tage. Darum segnete der Herr den Sabbattag und heiligte ihn.“ Mit diesen Worten begründet der Herr das Sabbatsgebot, das er dem Volke Israel gab. Nun ist es eine allgemein gültige Regel der Hermeneutik, daß die Worte einer Schriftstelle in ihrer gewöhnlichen Bedeutung genommen werden müssen, es sei denn, daß der Kontext eine Abweichung vom gewöhnlichen Sprachgebrauch fordere. Hier nun sind die sechs Tage, während welcher Israel arbeiten soll, natürliche Kalendarstage, und wenn gleich darauf dieselben Worte gebraucht werden, ohne daß eine Änderung des Sprachgebrauchs angezeigt wird, wenn vielmehr alle Anzeichen dafür sprechen, daß das Wort Tag auch des weiteren im gleichen, gewöhnlichen Sinne des Wortes gebraucht wird, so wäre es eine grobe Verletzung der Gesetze der Schriftauslegung und eine gänzliche Verdrehung der Meinung dieser Worte: „Sechs Tage sollst du arbeiten“; denn in sechs unbestimmten Perioden, die sich durch Tausende und Millionen von Jahren erstrecken, hat der Herr Himmel und Erde gemacht zc. — Die Schrift lehrt also sechs natürliche Schöpfungstage von je 24 Stunden, und daran ändert auch die Berufung moderner Geologen auf Gen. 2, 4 und Ps. 90, 4 nichts. Gen. 2, 4 heißt es nämlich: „Dies ist die Geschichte Himmels und der Erde, an dem Tage (יֶמֶת), da Gott Himmel und Erde schuf.“ Hier ist eben von der Schöpfung in summarischer Weise die Rede, und das Wort Tag meint hier, wie es sonst oft in der Bibel und sonst in allen Sprachen üblich ist, so viel als Zeit. Auch der Einwand, daß die ersten drei Tage keine gewöhnlichen Tage hätten sein können, da ja damals die Sonne noch nicht geschaffen worden sei, kann die Richtigkeit dieser Erklärung nicht umstoßen. Gott hat ja schon am ersten Tage das Licht geschaffen, und was konnte Gott daran hindern, schon bei den drei ersten Tagewerken dieselben Zeitabschnitte zu beobachten wie bei den späteren? In dem bekannten Psalmwort aber: „Denn tausend Jahre sind vor dir wie ein Tag“ zc. soll offenbar gesagt werden, daß es vor Gott nur eine ewige Gegenwart gibt, daß er seinem Wesen nach über Zeit und Raum erhaben ist; es soll aber nicht beschrieben werden, wie sein Tun sich in der Zeit vollzieht. Wenn aber Wetzel den Tag des Herrn als einen Beweis für seine Schöpfungsperioden anführt und damit wahrscheinlich den Tag des Weltgerichts meint, so martert er auch damit die Schrift. Denn

wo ist in derselben auch nur die geringste Andeutung, daß sich der Tag des Gerichts über eine Reihe von Tagen oder gar über eine Periode von vielen Jahren erstrecken wird? — Es wird mir wohl verziehen werden, daß ich mich gerade bei diesem Punkte etwas länger aufgehalten habe. Es ist das nicht ohne Grund geschehen. Gerade bei diesem Punkte, der Zeitbestimmung der Schöpfung, pflegt sich der Abfall von der klaren Schriftlehre anzuheben. Und wenn man dem Teufel den kleinen Finger gibt, sagt ein Sprichwort, so nimmt er auch bald die ganze Hand. Wie vielen ist gerade die Lehre von den Schöpfungsperioden der Anlaß zum Zweifel an dem ganzen Schöpfungsbericht der Bibel und auch schließlich zum gänzlichen Abfall von dem geoffenbarten Wort geworden! Lassen wir uns daher weder durch Betteg noch durch Hoffmann, Wilmar oder andere illustre Namen irre machen und auch hier bei dem einfältigen Verstande des Wortes bleiben und alles das, was die Schrift von der Schöpfung sagt, unserm Christenvolke in der Predigt, im Privatverkehr, in der Christenlehre und im Konfirmandenunterricht als pur lautere Wahrheit einprägen. In sechs Tagen hat Gott Himmel und Erde geschaffen und alles, was darinnen ist, und nicht bloß diejenigen, welche von 100 bis 300 Millionen von Jahren, die zu ihrer Entwicklung notwendig gewesen sein sollen, reden, widersprechen dem klaren Worte Gottes, sondern auch diejenigen, welche Schöpfungsperioden von nur 6000 bis 10,000 Jahren annehmen, und auch hier gilt das Wort 1 Tim. 6, 20: „O Timotheus, bewahre, das dir vertrauet ist, und meide die ungeistlichen losen Geschwätze und das Gezänke der falschberühmten Kunst, welche etliche vorgeben und fehlen des Glaubens.“

Wie die Schrift nichts von langen Schöpfungsperioden weiß, so auch nichts von langen Entwicklungsprozessen, die die Welt und namentlich auch ihre Flora und Fauna durchzumachen hatte, bis sie zu dem Stadium gelangt wäre, in dem sie jetzt ist. Gott, der allmächtige Schöpfer, hat die Welt durch sein Wort ins Dasein gerufen. Deshalb lesen wir immer wieder Gen. 1: „Gott sprach: Es werde Licht! Gott sprach: Es werde eine Feste zwischen den Wassern“ 2c. So heißt es auch Ps. 33, 6: „Der Himmel ist durchs Wort des HErrn gemacht und all sein Heer durch den Geist seines Mundes“, und in demselben Psalm lesen wir B. 9: „So er spricht, so geschieht's; so er gebet, so stehet's da.“ „Durch den Glauben“, sagt der Apostel im Hebräerbrief, „merken wir, daß die Welt durch Gottes Wort fertig ist.“ Die Welt und ihre Bewohner sind durch das allmächtige fiat des Schöpfers entstanden; durch das Wort seines Mundes, dem nichts widerstehen kann, ist sie ausgeschmückt und zur Wohnstätte des Menschen hergerichtet worden. Freilich können wir das mit unserer Vernunft nicht fassen und begreifen, können uns auch in unserm Geiste kein adäquates Bild davon machen, wie z. B. am ersten Tage auf das Geheiß des HErrn plötzlich die große, gewaltige Urmasse aus dem Nichts in die Erscheinung trat, oder wie am sechsten Tage auf das Wort des HErrn solche gewaltige und trogige

Gestalten, wie die Megatherien, Mammuttiere, der Elefant, mit vielen unzähligen kleineren Tiergattungen die Erde bevölkerten. Aber bei Gott ist kein Ding unmöglich, und was die Schrift hier von der Kraft und Wirkung des Wortes des Allmächtigen sagt, geht wohl über unser Denken, ist aber im Grunde genommen auch kein größeres Wunder, als wenn durch die Kraft des Evangeliums, oft durch die Kraft eines Wortes, harte, gottfeindliche Menschenherzen erweicht, umgewandelt und bekehrt werden. Und während ferner die Theorien und Behauptungen der Evolutionisten gänzlich vernunftwidrig sind und an vielen inneren Widersprüchen leiden, so müßte der noch geboren werden, der nachzuweisen imstande wäre, daß der biblische Schöpfungsbericht gegen die Regeln des menschlichen Denkens wäre, oder daß wir Gen. 1 ein Weltsystem vor uns hätten, das sich durch seine inneren Widersprüche selbst das Urtheil spräche. Wenn wir aber nach Gottes Wort lehren, glauben und bekennen und solchen Glauben gegen jedermann verteidigen, daß die jetzige Welt nicht das Resultat einer viele Millionen Jahre dauernden Evolution ist, die sich nach bestimmten, besonders physisch-chemischen Prozessen, auf rein mechanischem Wege vollzogen hat, so leugnen wir keineswegs das Vorhandensein von Naturgesetzen. Aber diese Naturgesetze gehören in das Gebiet der Regierung und Erhaltung; diese sind erst mit der Schöpfung in Kraft getreten. Alle einzelnen Wesen und Formen sind schon geworden, als diese Gesetze ihre Geltung bekamen. Sie schweben, bemerkt Cich in seinem „Hexameron“, nicht in der Luft, sondern haften an dem Geschaffenen, an welches sie Gott gebunden hat. Sie sind selbst durch Gottes Schöpferwort hervorgerufen worden und treten in Kraft und Wirksamkeit in der Erfüllung und Fortpflanzung des Geschaffenen, ohne daß jedesmal das schöpferische Wort aufs neue erginge. Sie dienen aber auch nie dazu, um neue, ganz anders geartete Lebewesen zum Vorschein zu bringen, sondern die Arten, die schon vorhanden sind, zu erhalten und fortzupflanzen. Als Gott der Herr die Gassen schuf, da hat er ihnen auch die Zeit bestimmt, da sie auf den Felsen gebären sollten, Hiob 38, 1. Als Gott der Herr den Morgenstern schuf, da hat er auch zugleich die Zeit seines Aufgangs festgesetzt, Hiob 38, 32.

(Fortsetzung folgt.)

Was lehrt die Heilige Schrift von der Kindertaufe?

(Auf Beschluß der Pastoralconferenz von Missouri eingesandt von
J. A. Friedrich.)

(Schluß.)

Es erübrigt nun noch, das Gesagte an einigen hierhergehörigen Schriftstellen nachzuweisen. Die Hauptbeweisstelle ist auch hier wieder der Taufbefehl Matth. 28, 19. Wenn da Christus, der Herr der Kirche, dem alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben worden ist, seinen

Jüngern den Befehl gibt, daß sie durch Taufen und Lehren alle Völker, das heißt, wie wir in der ersten These gesehen haben, die Kinder und die Erwachsenen in den Völkern, zu Jüngern machen sollen; wenn ferner dies geschehen soll bei den Kleinen durch Taufen, bei den Erwachsenen durch Lehren und Taufen, so folgt daraus ganz unwidersprechlich, daß die Kleinen eben durch die Taufe nun auch wirklich und wahrhaftig zu Jüngern, das heißt, zu Wiedergeborenen, Gläubigen, gemacht werden können und wirklich gemacht werden. Schon der Taufbefehl liefert den stringenten Beweis, daß auch die Säuglinge zu gläubigen Christen wiedergeboren werden können, daß sie wiedergebärbar sind. Damit ist dann aber auch der durchschlagende Beweis geliefert, daß unsere dritte These richtig, das heißt, schriftgemäß ist.

Nach meiner Überzeugung sollte man auch den Beweis für diese dritte These zunächst und vornehmlich aus dem Taufbefehle nehmen. Da ist ohne allen Zweifel der Sitz, der Hauptsitz der Lehre, auch gerade von der Wirkung und von der Frucht der Kindertaufe. Da handelt der Herr ex professo von diesem Gegenstande. Da müssen also auch die kräftigsten, durchschlagendsten Beweise für die Lehre von der Taufe, auch der Kindertaufe, zu finden sein. Man wird mit diesem einen Spruche allen Einwürfen der Gegner der Kindertaufe erfolgreich begegnen können, wenn man nur dem Beispiele Luthers in seiner Schrift „Daß diese Worte: ‚Das ist mein Leib‘ 2c. noch feststehen“ folgt und steif und fest bei dem „dürren Texte“ bleibt und sagt: Christus befiehlt, daß durch die heilige Taufe die Kindlein zu Jüngern Jesu gemacht werden sollen, darum können sie durch die Taufe zu Jüngern gemacht werden. Punktum! Natürlich wird man sich durch solche Beweisführung nicht viel Ehre bei den Klüglingen dieser Welt holen. Aber das sollen und wollen wir ja auch nicht. Mag man uns daher auch für starrköpfige, bornierte Wortklauber halten, uns Buchstabenkrämerei vorwerfen, das schadet uns nichts, solange wir nur den „Text“ für uns haben. Denn haben wir den Text für uns, dann haben wir auch die Wahrheit, dann vermag auch niemand etwas wider uns. Denn Himmel und Erde werden zwar vergehen, aber Christi Worte vergehen nicht. Und wenn die Schwärmer uns daher höhnisch fragen: Wie ist das möglich? so antworten wir einfach: Ipse dixit! Er hat's gesagt, das ist für uns vollständig genügend.

Damit soll nun nicht gesagt sein, daß wir keine andern Schriftstellen haben oder gebrauchen wollen, wodurch diese Lehre dargelegt und bestätigt würde. Die ganze Schrift ist uns heilig und eine Quelle des Lichts, eine Fundgrube köstlicher Edelsteine. Wir machen es da ähnlich wie ein Goldschmied. Der hat etwa einen großen, prächtigen Diamanten in ein goldenes Diadem eingefetzt. Dieses feurige Juwel glüht im Mittelpunkte des Schaustücks und gibt ihm seinen eigentlichen Wert. Nun aber geht er daran und umgibt den großen Diamanten mit einem Kranze von kleineren Edelsteinen, Rubinen, Smaragden, Perlen 2c.

Warum das? Nicht um den Wert des großen Diamanten zu erhöhen, sondern damit er in dieser Fassung seine Schönheit um so vorteilhafter zeigen könne, und das um so mehr, da in seinem Glanze sich das Licht der ihn umgebenden Steinchen hundertfach widerspiegelt. So auch hier. Der Sitz der Lehre von der Taufe, auch der Kindertaufe, ist der Taufbefehl. Das ist der große, klare, vom Herrn selbst geschliffene Diamant, der in seinem eigenen Feuer glüht. Diesen Text umgeben wir mit andern einschlägigen Schriftstellen, damit in seinem Lichte auch ihre Schönheit sich widerspiegeln und die Beweisraft des Sitzes der Lehre vielfach zum Ausdruck komme. Wir fragen also: Gibt es noch andere Schriftstellen, aus denen hervorgeht, daß die kleinen Kinder der Taufgnade teilhaftig werden, daß sie wiedergeboren werden, daß in ihrem Herzen der Glaube gewirkt werden kann?

Gehen wir zunächst einmal in das Alte Testament. Da lesen wir Ps. 22, 10: „Denn du hast mich aus meiner Mutter Leibe gezogen; du warst meine Zuversicht, da ich noch an meiner Mutter Brüsten war“, wörtlich: „Du hast mich an den Brüsten meiner Mutter zum Glauben gebracht“ (**מִבְטְחִי עַל-שְׂדֵי אִמִּי**). (Englische Bibel: „Thou didst *make me hope* when I was upon my mother's breasts.“) **בָּטַח** heißt confisus est, vertrauen. Das Hiphil heißt an allen fünf Stellen, an denen es im Alten Testamente vorkommt, fidere facere, vertrauen machen, zum Glauben bringen, und nicht etwa: „sicher liegen lassen“, „zum Vertrauen berechtigen“. (2 Kön. 18, 30: „Und laßet euch Hiskia nicht verträsten“ = vertrauen machen, zu dem Glauben bringen [“*make you trust in the Lord*”], „auf den Herrn, daß er sagt: Der Herr wird uns erretten.“ Jes. 36, 15 werden ebendieselben Worte gebraucht. Jer. 28, 15: „Und der Prophet Jeremia sprach zum Propheten Hananja: Höre doch, Hananja, der Herr hat dich nicht gesandt, und du hast gemacht, daß dies Volk auf Lügen sich verläßt“ = vertraut, der Lüge glaubt [“*Thou makest this people to trust in a lie*”]. Jer. 29, 31: „Darum daß euch Semaja weissaget, und ich habe ihn doch nicht gesandt, und machet, daß ihr auf Lügen vertrauet“ = der Lüge glaubet [“*he caused you to trust in a lie*”].) Martin Geier schreibt in seinem Kommentar über die Psalmen zu dieser Stelle: „**מִבְטְחִי**, confidentem me reddis: h. e. talem te mihi etiam tunc, cum ab uberibus matris meae penderem, praeuisti, ut ineffabilem maximamque merito in te fiduciam collocarem. **בָּטַח**, confidit, in hiphil confidere fecit. . . . Hoc loco indicatur fiducia, a Deo beneficio in Messia, infante ad huc, excitata. . . . Convenit hoc cum illo Christi, Matth. 18, 6; Marc. 9, 42, quo infantes dicuntur credere actu; licet modus non sit idem, qui in adulto.“ (Com. in Psalmos. Dresdae 1709, fol. 314.) Ps. 71, 6 lesen wir: „Auf dich habe ich mich verlassen (**נִסְמַכְתִּי**) von Mutterleibe an.“ Das Niphal von **סָמַךְ** heißt immer inniti, sich stützen. Da rühmt also David, daß er sich schon von Mutterleibe an auf Gott gestützt habe, wie ein Mann sich auf einen Stab (2 Kön. 18, 21) oder

ein Haus auf seine Säulen (Nicht. 16, 29) sich stützt. Sich auf Gott stützen heißt aber, sich auf ihn verlassen, auf ihn vertrauen, kurz, glauben. Daher sagt Geier bei dieser Stelle mit Recht: „Quam ipsam fidem in foedere vel sacramento initiationis accipiunt etiam infantes, Spiritu Sancto regeniti.“ (L. c., fol. 1178.) Und Ps. 8, 3 singt der heilige Sänger: „Aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge hast du eine Macht zugerichtet um deiner Feinde willen.“ Und Christus setzt Matth. 21, 16, wo er dieses Psalmwort zitiert, für „Macht“ geradezu das Wort „Lob“ ein und beschreibt damit ein mächtiges, nicht zu dämpfendes Lob. Hier wird also nicht nur gesagt, daß die jungen Kinder und Säuglinge den Heiland kennen, auf ihn vertrauen, sondern sogar, daß sie ihn mit starkem, freudigem Mute loben. Damit ist nicht nur der Glaube, sondern auch eine Wirkung des Glaubens in der Seele des Säuglings konstatiert. Der Glaube bewegt sie, den Heiland zu loben. (Daß diese Worte vom Lob des Heilandes handeln, das bezeugt der Herr selbst Matth. 21, 15. 16.) Wir sehen also aus diesem Texte, daß der Heilige Geist dem Säuglinge nicht nur die Gnade des Heilandes applizieren kann, sondern daß es ihm auch möglich ist, sein Gemüt über dieselbe freudig zu erregen.

Welcher Art nun aber diese Gemütsbewegungen bei einem Säuglinge seien, das zu beschreiben ist nicht unsere Sache. Wir haben nur die Tatsache nach der Schrift zu konstatieren, daß solche Einwirkung des Heiligen Geistes auf die Seele des Kindes stattfindet. Und daß das so sei, dafür haben wir nun auch in der Schrift ein besonders merkwürdiges Beispiel. Bei der Besprechung der zweiten These haben wir aus Ps. 51 gesehen, daß das Kind schon im Moment der Empfängnis ein Sünder ist, daß also die Sünde sich schon bei einem noch ungeborenen Kinde wirksam zeigt, ihren Einfluß, ihre verderbliche Kraft zum Austrage bringt. An dem Beispiele des schon im Mutterleibe mit dem Heiligen Geiste erfüllten und vor Freuden hüpfenden Kindes der Elisabeth, Luk. 1, 15. 41. 44, sehen wir nun aber, daß eben da, wo die Kraft der Sünde anfangen kann zu wirken, da auch die Kraft und Wirkung des Heiligen Geistes ihr göttliches Werk beginnen kann. Ja wahrlich, wo der Teufel wirken kann, da kann der Heilige Geist erst recht wirken. Denn der Heilige Geist ist allmächtig, das ist der Teufel nicht. Daß aber der Heilige Geist in dem noch ungeborenen Kinde der Elisabeth wirklich tätig war, das geht aus dem Texte ganz deutlich hervor. Es wird gesagt, der Heilige Geist „erfüllte das Kind“. Das soll doch nicht heißen, daß er in dem Kinde war und es ausfüllte, wie ein Stein einen Kasten ausfüllt, sondern es soll damit eine tätige Gegenwart bezeichnet werden. Der Heilige Geist wirkte in der Seele des Kindes. Und zwar wirkte er auf die Seele des Kindes ein, indem er in ihr eine heilige „Freude“ erregte. Freude ist aber eine Empfindung der Seele, ein seelischer Vorgang. Und diese Empfindung der Seele kam nun auch äußerlich, körperlich zum Ausdruck dadurch, daß das Kind „hüpfte“, mit

Freuden hüpfte. Bengel sagt, das sei ein „saltus salutatorius, unicus fidei actus“ gewesen. Und D. Stöckhardt bemerkt hierzu: „Als Elisabeth den Gruß Marias hörte, hüpfte das Kind in ihrem Leibe und huldigte also schon vor seiner Geburt dem Herrn, dem es dienen und den Weg bereiten sollte. Johannes war eben schon im Mutterleibe mit dem Heiligen Geist erfüllt. Wir ziehen hieraus den Schluß: Hat der Heilige Geist auf dieses ungeborene Kind so wunderbar eingewirkt, so kann er auch an neugeborenen Kindlein gar wohl sein Werk ausrichten und ihnen in der Taufe den Glauben schenken.“ (Bibl. Gesch. d. N. T., S. 6 f.)

Das sind alles klare, deutliche Schriftausagen. Was wollen die Leute, die über Kinderglauben und Säuglingswiedergeburt spotten, mit diesen Texten, mit diesen Tatsachen anfangen? Es bleibt ihnen nichts anderes übrig, als daß sie entweder gerade mit der Sprache heraussücken und erklären: Die Bibel enthält unzählige Irrtümer, und dies ist einer davon, oder aber sie müssen bekennen, daß der Schluß völlig berechtigt ist: Was der Heilige Geist in der Kindesseele eines David, ja in der Seele des noch ungeborenen Johannes des Täufers tun und wirken konnte, dasselbe kann er auch heute noch in der Seele eines Säuglings in seinem Taussakramente tun und wirken. Tertium non datur!

Doch nein, wir brauchen das gar nicht erst noch zu schließen; wir wissen, daß es so ist, wissen es, weil der Herr Jesus es uns selbst ausdrücklich sagt. Joh. 3, 3—6 spricht der Heiland nämlich den allgemeinen Grundsatz aus: Was vom Fleisch geboren wird, das ist Fleisch und kann als solches nicht in das Reich Gottes kommen. Das heißt: Alle Menschen, Große und Kleine, Greis, Mann, Jüngling, Knabe, Säugling, sind von Natur geborene Sünder, liegen unter Gottes Zorn und Fluch, sind Erben der Verdammnis. Und doch will Gott, daß alle diese, eben diese selig werden sollen. Wie? Antwort: So, daß diese vom Fleisch für die Hölle Geborenen vom Heiligen Geiste für das Reich Gottes wiedergeboren werden. Wer? Nun eben die, die Fleisch vom Fleisch geboren sind. Auch die Säuglinge? Ja, auch die Säuglinge, und zwar vornehmlich sie. Und wodurch? Durch das Bad der Wiedergeburt, aus Wasser und Geist. Dieses Heilandswort wird noch bekräftigt durch Tit. 3, 5, wo die heilige Taufe ausdrücklich als das Bad der Wiedergeburt bezeichnet wird.

Aber ist denn ein Wiedergeborener nicht gleichbedeutend mit einem Gläubigen? Jawohl, voll und ganz. Wer wiedergeboren ist, der ist auch gläubig, und umgekehrt. Werden also auch die Säuglinge in der Taufe Gläubige? Können die Kleinen glauben? Antwort: Sie können nicht nur glauben, sondern sie glauben wirklich, tatsächlich. Das wissen wir, weil es der Herr Jesus, der Herzenskündiger, ausdrücklich sagt. Matth. 18, 6 sagt er klar und deutlich: „Wer aber ärgert dieser Geringssten einen, die an mich glauben.“ Wer ist hier unter

den Kleinen, *μικροί*, zu verstehen? Man hat gesagt und sagt heute noch, Kleine bedeute hier so viel als Große. Aber diese Ausflucht ist denn doch zu albern, als daß man sich im Ernst damit befassen könnte. Nein, „Kleine“ heißt hier und soll heißen Kleine.

Luk. 18, 16 sagt der Heiland: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht: denn solcher ist das Reich Gottes.“ (Marf. 10, 14 lautet der Spruch ebenso. Matth. 19, 14 heißt es: „Lasset die Kindlein und wehret ihnen nicht, zu mir kommen; denn solcher ist das Himmelreich.“) Die Gegner der Kindertaufe und der Lehre von der Wiedergeburt der Kinder durch die Taufe, z. B. Spurgeon in seiner Predigt gegen die Episkopalprediger Londons, fallen uns hier nun gleich ins Wort und rufen uns zu: Was wollt ihr denn mit dieser Stelle hier bei der Lehre von der Kindertaufe? Dieser Text handelt ja gar nicht von der Kindertaufe, noch auch von der Taufe überhaupt! Wir antworten: Und doch gehört gerade dieser Text hierher, und zwar darum, weil darin der Herr Christus klar und deutlich lehrt, daß den Kleinen neugeborenen Kindlein, den Säuglingen an der Mutterbrust, die Gnade der Rechtfertigung zuteil wird. Mögen die Schwärmer auch darüber lachen und spotten, daß wir so große Wunderdinge an den Säuglingen entdeckt zu haben meinen, das soll uns nicht irre machen. Denn nicht wir haben diese Wahrheit erdacht oder entdeckt, sondern der Herr Jesus, der Mund der Wahrheit, hat sie uns offenbart. Nach der Schrift sind alle Menschen in Sünden empfangen und geboren und daher von Natur Kinder des Zornes und müßten daher ewig verloren gehen, wenn ihnen die Gnade der Rechtfertigung nicht zuteil werden könnte.

Die Väter unserer lutherischen Kirche waren sehr aufmerksame, gründliche Bibelleser. Sie lasen die Schrift nicht mit Ruhaugen, sondern mit Augen, die vom Vater der Herrlichkeit durch den Geist der Weisheit und der Erkenntnis erleuchtet waren. Und da fanden sie denn in ihrem lieben Bibelsuche allerlei herrliche, tröstliche, selige Gotteswahrheiten, von denen die Schwärmer nichts wissen, da sie ihre Augen mutwillig gegen das strahlende Schriftwort verschließen. Die Schwärmer sehen, um mit Luther zu reden, die Taufe mit Ruhaugen an und schreien: „Wir sehen nichts als Wasser, nur Wasser! Wie kann Wasser die Seele reinigen?“ Unsere lutherischen Väter aber sahen in der Taufe viel, viel mehr. Man lese nur den Kleinen und den Großen Katechismus — nicht den Heidelberger, sondern Luthers. Man lese nur einmal die „Christlichen Visitationsartikel“, da wird man die Worte finden: „Durch die Taufe als das Bad der Wiedergeburt und Erneuerung des Heiligen Geistes macht uns Gott selig und wirkt in uns solche Gerechtigkeit und Reinigung von Sünden, daß, wer in solchem Bund und Vertrauen bis an das Ende beharret, nicht verloren wird, sondern das ewige Leben hat. . . . Die Taufe ist das Bad der Wiedergeburt darum, daß in derselben wir von

neuem geboren und mit dem Geist der Kindheit versiegelt und begnadet werden.“ (Müller, S. 780 f.) Der alte Igidius Hunnius hat in seiner Schrift „Articulus de Justificatione“ das kurz und schön zusammengefaßt, was die Väter nach der Schrift von der Taufe lehren, wenn er sagt: Gott schenke uns in der Taufe zwei Wohlthaten: die Aufnahme in das Kindesverhältnis — also nicht etwa nur eine äußerliche Aufnahme in den äußeren Verband der sichtbaren christlichen Kirche, wie die Schwärmer lehren — und neue Bewegungen des Herzens. Die erstere sei aber nichts anderes als die Rechtfertigung.

Aber da rufen die Schwärmer entrüstet aus: „Wie kann man denn von den Säuglingen sagen, daß sie durch die Taufe gerechtfertigt werden, da sie ja noch gar nicht imstande sind, teilzunehmen an den Wohlthaten Christi?“ Da kommen wir nun zurück auf unsern Text. Gerade so wie die Schwärmer dachten auch die Jünger des Herrn. Sie meinten wohl: Warum soll unser lieber Meister sich mit diesen Kleinen abgeben, er, der so schon so viel zu tun hat? Sein Wort, seine Predigt können sie ja noch nicht verstehen, und der Segen wird ihnen noch nichts nützen, da sie sich dessen noch gar nicht getrösten können. Aber was sagt der Herr? Er wird unwillig über den Unverstand seiner Jünger und befiehlt: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und mehret ihnen nicht!“ Und wie begründet er diesen Befehl? So: „Denn solcher ist das Reich Gottes.“ Was mag er wohl meinen mit dem „Reich Gottes“, das den Kleinen gehört, woran auch sie teilhaben? Lassen wir uns den Ausdruck von dem heiligen Apostel Paulus erklären. Der schreibt Röm. 14, 17: „Das Reich Gottes ist nicht Essen und Trinken, sondern Gerechtigkeit und Friede und Freude in dem Heiligen Geist.“ Also nach Christi Versicherung gehören auch den Kindlein (ῥεῖσφι) diese drei Stücke: die Gerechtigkeit Christi, der Friede Gottes und die Freude im Heiligen Geist. Wer aber diese drei Stücke hat, der hat doch gewißlich die Gnade der Rechtfertigung. Wenn nicht, dann möchten wir wissen, was nach der Schrift ein Gerechtfertigter ist! Also auch das steht fest: die Kleinen haben Anteil an den Wohlthaten Christi, sind fähig, die Gnade der Rechtfertigung zu empfangen.

Doch da kommt noch ein Einwand. Man sagt, der Heilsweg sei der Weg durch den Bußkampf. Also müßten auch die Kleinen etwas Ähnliches erleben. Oder deutlicher, die Kleinen müßten erst werden wie die Großen, solle ihnen die Rechtfertigung zuteil werden. Was sagt aber der Heiland zu dieser Ansicht? Er will von dieser methodischen Idee nichts wissen, stellt sie vielmehr kurzerhand auf den Kopf und spricht: „Wahrlich, ich sage euch, wer nicht das Reich Gottes nimmt als ein Kind, der wird nicht hineinkommen“, Luk. 18, 17. Das kann doch nichts anderes heißen als dies: Wer nicht so selig wird wie die Kindlein, der wird überhaupt nicht selig. Darum warnt er die Großen so eindringlich: „Wahrlich, ich sage euch, es sei denn, daß ihr euch umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmel-

reich kommen“, Matth. 18, 3. — Wenn aber der Herr in der eben angeführten Lukasstelle sagt, daß die Kleinen das Reich Gottes „nehmen“, so heißt das eben nichts anderes, als daß sie durch den Glauben gerechtfertigt und selig werden. Jesu Worte sagen also kurz und klar: Wer nicht so glaubt, wie ein Kindlein glaubt, der wird nicht selig. Das ist nur für den schwer zu verstehen, der doch wenigstens ein kleines eigenes Verdienst, und wäre es auch nur der Bußkampf, bei seiner Rechtfertigung mit in Rechnung bringen möchte. Leicht zu verstehen aber ist es für alle die, die erleuchtete Augen des Verständnisses haben; denn diese erkennen, daß die Kindlein vor uns Erwachsenen ein Großes voraus haben: sie haben noch keinen dem Wirken und Ziehen des Heiligen Geistes widerstrebenden Willen.¹⁾ Und das, das ist es ja gerade, was uns Erwachsenen so oft in den Weg tritt und an der Seligkeit hindert. Wehe daher jedem, der solche Umkehr zum Kindesstande für unnötig hält!

Wir schließen mit einem schönen Abschnitte aus der Schrift Dr. Preuß' „Die Rechtfertigung des Sünders vor Gott“: „Wir nehmen unsere Vernunft gefangen in den Gehorsam Christi und glauben ihm, daß er mächtig ist, das zu tun, was er sagt. Nicht als hielten wir Knospe und Blüte für einerlei, oder als wähten wir, ein Kind erkenne wie wir; sondern dies ist's, was wir aus Gottes Wort bekennen: die Seele des Kindes ergreift so gut wie die unsere und noch besser die Hand ihres Gottes, die sich ihr im Sakramente entgegenstreckt. Faßt es doch mit seinen beiden Ärmchen den Hals der Mutter, wenn es ein Tier sieht gelaufen kommen. Und ist der Grundsatz: Ich sehe es nicht, darum ist es auch nicht, wirklich so ganz unbedenklich? Führt er nicht, ernsthaft durchgeführt, zur Leugnung Gottes und der Seele? Ist es nicht doch besser, beim Wort bleiben? Wahrhaftig, ich fürchte mich, es zu richten; denn es wird mich richten. So lehren wir einfach mit Luther, daß die Kindlein bei der Taufe durch Kraft des Wortes glauben, das man über sie betet (Walch XIX, 701), oder wie Johann Gerhard es ausführt: Der Heilige Geist schenkt durch die Taufe den Kindern beides, Glauben und Vergebung der Sünden. Denn dieses beides, den Glauben und die Vergebung der Sünden, verbindet die Heilige Schrift mit unzerreißbaren Ketten.“ (S. 77 f.) *Recordare ergo, fidelis anima, maximae istius gratiae in baptismo tibi praestitae et debitas Deo gratias age. Amen.*

1) Gerhard: „Infantum alia est ratio, qui cum actuali impenitentia et incredulitate non resistant Spiritui Sancto, ideo divina gratia in sacramentis infallibiliter illis exhibetur, applicatur et obsignatur.“ (De Sacram., § 87.)

Literatur.

AUXILIARIUM. Predigtentwürfe aus der fünfzigjährigen Amtszeit des seligen P. C. Groß sen. Dargeboten von seinen Söhnen C. und E. Groß. Zweites Heft. St. Louis, Mo. Concordia Publishing House Print.

Wir freuen uns, daß auch dies zweite Heft der vortrefflichen Großschen Dispositionen hat erscheinen können. Auf 116 Seiten werden wieder zahlreiche Dispositionen geboten, im ersten Teil für Septuagesimä bis zum zweiten Ostertag, im zweiten Teil für Sonntag, Einführung, Frauenvereinsfest, Grundsteinlegung, Jubiläum 2c. Satz und Druck sind vortrefflich. „Dies zweite Heft umfaßt 20 Seiten mehr als das erste; der Preis für Neubesteller ist deshalb auf 50 Cents gesetzt. Diejenigen Pastoren, welche auf das ganze Werk abonniert und für das erste Heft 45 Cents bezahlt haben, werden freundlichst gebeten, ihrer Geldsendung für das zweite Heft 5 Cents mehr beizulegen, damit die Kosten für die 20 Seiten gedeckt werden können. Zu beziehen ist das Heft von P. C. Groß, Sebringville, Ont., Can., P. C. M. Groß, Pleasant Plains, Ill., und von Frau Marie C. Groß, 1223 Jackson Str., Fort Wayne, Ind.“ F. B.

LUTHER'S EPISTLE SERMONS. Translated with the Help of Others by *Prof. John Nicholas Lenker, D. D.* Vol. III. The Luther Press, Minneapolis.

Dieser Band enthält 29 Predigten Luthers über die Episteln vom Trinitatissonntag bis zum 26. Sonntag nach Trinitatis. Es sind herrliche, lebensfrische, kräftige Predigten! Möchten doch englische Pastoren, die Luther nicht im Urtext lesen können, nach denselben greifen! Vielleicht dürfte ihnen die Lektüre dieser Predigten gar Lust machen, Luther im Original zu lesen. Denn es bleibt dabei: einem englisch-lutherischen Pastor, der sich im Deutschen nicht zu helfen weiß, mangelt etwas. Luther deutsch zu lesen, sollte darum auch in der englisch-lutherischen Kirche nicht als Luxus gelten. F. B.

Die christliche Wahrheitsgewißheit; ihr letzter Grund und ihre Entstehung. Von D. L. Zhmels, ord. Professor der Theologie in Leipzig. Zweite, erweiterte und veränderte Auflage. Verlag von A. Deichert, Leipzig. Preis: M. 7.

Auf 304 Seiten behandelt D. Zhmels den obigen Gegenstand zuerst in einer „geschichtlichen Orientierung“, sodann in „zusammenhängender Darstellung“. Im ersten Teil zeigt D. Zhmels, was Luther, die altlutherische Dogmatik, der Pietismus und der Supranaturalismus, Frank, Herrmann und die religionsgeschichtliche Schule von der christlichen Wahrheitsgewißheit lehren. Der zweite Teil zerfällt in folgende Kapitel: 1. Die christliche Wahrheitsgewißheit als Erfahrungs- und Glaubensgewißheit um die geschichtliche Gottesoffenbarung. 2. Die christliche Wahrheitsgewißheit als Gewißheit um das Wort Gottes. 3. Die christliche Wahrheitsgewißheit als Gewißheit um die Schrift. 4. Die christliche Wahrheitsgewißheit und die natürliche Wahrheitskenntnis. 5. Die christliche Wahrheitsgewißheit und die Möglichkeit einer Selbsttäuschung. 6. Die Entstehung der christlichen Wahrheitsgewißheit. — D. Zhmels ist ein Schüler Franks, dessen Theologie vor Jahren in „Lehre und Wehre“ allseitig beurteilt worden ist. Ganz identifiziert sich aber D. Zhmels mit Frank nicht. Immer wieder betont er vielmehr, daß es dem Christen nicht möglich ist, den Inhalt des Evangeliums aus der eigenen Erfahrung heraus zu produzieren oder auch nur zu reproduzieren. Aber die lutherische Lehre vom Schriftprinzip und von der Schriftautorität kommt auch bei D. Zhmels zu kurz. Nach lutherischer Lehre glaubt und bekennet ein Christ und auch ein christlicher Theolog eine Lehre darum, weil sie in der Schrift klar und deutlich gelehrt ist. Die wahre Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl z. B. ist ihm eine göttlich gewisse Wahrheit, weil die Schrift diese Lehre in den betreffenden sedes doctrinae unmißverständlich vorträgt. Die Schrift ist eben dem lutherischen Christen und Theologen göttliche und darum untrügliche Autorität. Gewiß, das erste göttlich Gewisse im Christen ist die

Gotteswahrheit von der Vergebung der Sünden um Christi willen. Diese Gewißheit geht dem seligmachenden Glauben nicht voraus, folgt ihm auch nicht, sondern fällt mit ihm zusammen. Der vom Heiligen Geist gewirkte Glaube, der die Rechtfertigungswahrheit zum Inhalt hat, ist selber diese Gewißheit und umgekehrt. Mit dieser vom Heiligen Geist gewirkten Gewißheit des rechtfertigenden Glaubens aber wird dem Christen zugleich auch die Schrift göttlich gewisse Autorität für sein ganzes Glauben und Leben. Denn eben die Schrift, welcher die dem Christen durch den Glauben göttlich gewiß gewordene Rechtfertigungswahrheit entstammt, gibt sich ex professo als das inspirierte, untrügliche Wort Gottes. Durch den Glauben an die Wahrheit von der Vergebung der Sünden um Christi willen wird somit folgerichtig zugleich auch die Schrift in allen ihren Lehren dem Christen göttliche Autorität. Solange der Christ im rechtfertigenden Glauben steht, glaubt er consequenterweise auch mit göttlicher Gewißheit allem, was die Propheten und Apostel geschrieben haben, auch solche Stücke der Wahrheit, die er nicht erfahren hat oder noch nicht erfahren kann, oder die er nicht zu reimen vermag mit seiner Vernunft oder mit andern Lehren der Heiligen Schrift. Wie ein Kind dem Vater, so glaubt der Christ fröhlich und ohne Zwang jedem klaren Wort der Schrift, eben weil er durch den vom Heiligen Geist gewirkten seligmachenden Glauben zugleich auch gewiß geworden ist, daß er in der Schrift das untrügliche Wort seines Gottes und Heilandes vor sich hat. Anders D. Ihmels. Nach ihm werden dem Christen die Schriftwahrheiten nur in dem Maße und Umfange gewiß, als er einzeln deren Kraft erfährt und ihren notwendigen Zusammenhang mit bereits erfahrenen Wahrheiten des Christentums erkennt. Damit wird aber das lutherische „Es steht geschrieben“ zu einer gebrochenen Säule. Doch D. Ihmels' Buch erfordert eine ausführliche Besprechung, die „Lehre und Wehre“ sich auf ein anderes Mal vorbehält. F. B.

Zur Wertung der deutschen Reformation. Vorträge und Aufsätze von D. W. Walther. Verlag von A. Deichert, Leipzig. Preis: M. 5.60.

Dieser Band von 338 Seiten bietet Abhandlungen über folgende Themata: 1. Katholische Versuche aus früherer Zeit, die Psalmen „nutzbar“ zu machen. 2. Die Früchte der römischen Beichte. 3. Die Bedeutung der deutschen Reformation für die Gesundheit unsers Volkslebens. 4. Worin besteht die reformatorische Lebensauffassung? 5. Luthers Bibelübersetzung kein Plagiat. 6. Luthers spätere Ansicht über den Jakobusbrief. 7. Luthers Ende. 8. Melancthon als Retter der Schätzung der Wissenschaft. 9. Die Schweizer Taktik gegen Luther im Sakramentsstreit. 10. Das Zeugnis des Heiligen Geistes nach Luther und nach moderner Schwärmerei. 11. Die falsche Geisteslichkeit der „Schwärmer“. — D. W. Walther von Rostock hat die Geschichte, insonderheit die Reformationsgeschichte, gründlich studiert, und was er über die in diese Zeit einschlagenden Themata schreibt, ist in der Regel ebenso interessant wie instruktiv, was in hohem Maße auch von den vorliegenden Vorträgen und Aufsätzen gilt. F. B.

Pastoraltheologie. Gedanken und Erwägungen aus dem Amt für das Amt. Von August Hardeland, Superintendent zu Uslar. Verlag von A. Deichert. Preis: M. 7.

Diese Schrift von 488 Seiten zerfällt in folgende Kapitel: 1. Der Erzhirt. 2. Das apostolische Vorbild. 3. Persönliche Erfordernisse. 4. Die wissenschaftliche Fortbildung. 5. Das geistliche Dekorum. 6. Die Predigtthätigkeit. 7. Anderweitige Wortverkündigung. 8. Katechetisches. 9. Liturgisches. 10. Hymnologisches. 11. Seelsorge und Verwandtes. 12. Kirchenrechtliches. — Vieles ist in diesem Werke trefflich gesagt für jeden Pastor in jedem Lande, auch für den Pastor in Amerika. Vieles ferner gilt zwar für deutschländische, aber nicht für amerikanische Pastoren. Manches endlich, z. B. über Kirchenzucht, Lehrstellung u. a., ist überhaupt nicht gemobelt nach der Schrift, sondern nach den traurigen Verhältnissen in den Landeskirchen. Von D. Walthers Pastorale sagt Hardeland: „Ein Werk, das den Besitz der älteren Pastoraltheologien vollkommen ersetzt, ist die amerikanisch-lutherische Pastoraltheologie des weiland Vorsitzenden der Missouri-synode Walther, das freilich, in Amerika gedruckt und verlegt, bei uns nur schwer erhältlich ist.“ F. B.

Im **Concordia Publishing House, St. Louis, Mo.**, sind erschienen:

1. „Katalog der Lehranstalten der Deutschen Evangelisch-Lutherischen Synode von Missouri, Ohio und andern Staaten für das Schuljahr 1908—1909.“
2. „Fifth Reader.“ Standard American Series. Preis: 50 Cts. Ein in jeder Hinsicht vortreffliches Schulbuch, das allgemein in unsern Schulen Eingang finden sollte.

J. B.

Louis Lange Publishing Company hat uns zugesandt:

1. „Bilder aus dem Heiligen Lande.“
 2. „Blätter und Blüten.“
- Fünftehnter Band. — Beide von der Redaktion der „Abendschule“ dargebotenen Bücher enthalten gesunde, interessante, lehrreiche und reichlich illustrierte Lektüre, was insbesondere von den „Bildern aus dem Heiligen Lande“ gilt.

J. B.

Chr. Belfers Verlag in Stuttgart hat uns zugesandt:

1. „Die Sozialdemokratie.“ Von A. Klar. Preis: 80 Pf. Wesen, Ziele und Gefährlichkeit der deutschländischen Sozialdemokratie werden hier ins helle Licht gestellt, insbesondere auch die offen an den Tag gelegte Feindschaft wider die Kirche.
2. „Katastrophen und Vorkehrungsglaube.“ Von R. Veidt. Preis: 80 Pf.

J. B.

Kirchlich = Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Die Voraussetzungen, unter welchen laut Beschluß in Cleveland die englische Missourisynode als Distrikt in die deutsche einzutreten bereit ist, bringt der „Lutheraner“ in folgender Übersetzung: „1. daß die englische Synode ihren Buchverlag und Handel der deutschen Synode übergibt, daß aber ein Komitee, dessen Mehrzahl aus Gliedern des englischen Distrikts bestehen soll, erwählt werde, um solche Drucksachen, wie es ihre besonderen Bedürfnisse erfordern, wie Gesangbuch, Sonntagschulliteratur, Broschüren etc., zum Druck zu bringen; 2. daß der *Lutheran Witness* das amtliche englische Kirchenblatt der ganzen Synode werde, daß aber der Redakteur aus dem englischen Distrikt gewählt werde, oder daß der englische Distrikt wenigstens gleichmäßig im Redaktionskomitee vertreten sei; dasselbe soll beim *Lutheran Guide* geschehen; 3. daß die englische Sprache bei den Versammlungen der Delegatensynode von den Gliedern des englischen Distrikts gebraucht werden darf, und daß wenigstens ein kurzes Protokoll der Verhandlungen in englischer Sprache vorgelesen und gedruckt werde; 4. daß die Missionskommission des englischen Distrikts die Erlaubnis habe, englische Missionen in Angriff zu nehmen, woimmer sie solche für nötig hält, unter gebührender Berücksichtigung der göttlichen Grundsätze der Gemeindegliederrechte (Gemeindegliederschaft) und der christlichen Liebe; 5. daß es Regel sei, daß ganz englische Gemeinden sich dem englischen Distrikt anschließen, daß es aber schließlich dem Urteil jeder Gemeinde überlassen werde, welchem Distrikt sie sich anschließen will, natürlich ohne dabei den göttlichen Grundsatz der christlichen Liebe außer acht zu lassen, und daß es keinen Tadel in sich schließen soll, wenn Gemeinden nicht dieser besonderen Regel Folge leisten; 6. daß das Concordia-College zu Conover, N. C., der Allgemeinen Synode überwiesen werde; 7. daß die Frage, wann und wie oft der englische Distrikt sich versammeln soll, der Bestimmung dieses Distrikts überlassen bleibe.“ Dieser Beschluß wird nun den englischen Gemeinden vor-

gelegt werden, und falls er bis zum 1. Januar 1911 von denselben bestätigt wird, so soll im Interesse der Vereinigung die englische Synode in 1911 gleichzeitig mit der deutschen in St. Louis tagen. F. B.

Bekennnissstellung der Generalsynode. Auf der Versammlung in Richmond, Ind., wurden folgende Beschlüsse angenommen: "Resolved, That inasmuch as the Augsburg Confession is the original and generic confession of the Lutheran Church, was accepted by Luther and his coadjutors, and subscribed to by all Lutheran bodies the world over, we therefore deem it an adequate and sufficient standard of Lutheran doctrine. In making this statement, however, the General Synod in nowise means to imply that it ignores, rejects, repudiates, or antagonizes the Secondary Symbols of the Book of Concord, nor forbids any of her members from accepting or teaching all these, in strict accordance with the Lutheran regulating principle of justifying faith. On the contrary, she holds these symbols in high esteem, regards them as a most valuable body of Lutheran belief, explaining and unfolding the doctrines of the Augsburg Confession, and she hereby recommends that they be diligently and faithfully studied by our ministers and laymen. Whereas the phrase, 'The Word of God as contained in the canonical Scriptures of the Old and New Testaments,' occurs in our formula of confessional subscription; and, whereas, when our fathers framed this language, the theological distinction between the two statements, 'The Bible is the Word of God,' and 'The Bible contains the Word of God,' had not yet been made, or at least was not yet in vogue, and therefore there could have been no intention on their part of committing the General Synod to lax or heretical views of the inspiration of the Sacred Scriptures, but, on the contrary, a sincere desire to plant her firmly on the true doctrine of Biblical inspiration; and, whereas the General Synod has ever occupied the same position with reference to the true and complete inspiration of the Canonical Scriptures; therefore resolved, that we herewith declare our adherence to the statement, 'The Bible is the Word of God,' and reject the error implied in the statement, 'The Bible contains the Word of God.' This is to be printed with all future editions of the Augsburg Confession, whether issued in separate form or in the Book of Worship." Beschlossen wurde auch, "that the Common Service committee be instructed to co-ordinate and blend all our past confessional statements into one harmonious statement, to be submitted to the district synods and inserted in the constitution of the General Synod." Alle Erklärungen der Generalsynode seit 1864, insonderheit die in Hagerstown 1895 und in Des Moines 1901, sollen also zusammengestellt und der Konstitution beigelegt werden. Die obigen Beschlüsse bedeuten nach dem Urtheil der Blätter der Generalsynode keinerlei Veränderung in der bisherigen Bekenntnisstellung der Generalsynode. Die *Lutheran World* meint, die Beschlüsse von Richmond, aus denen das Generalkongzil und andere Synoden abnehmen könnten, daß die Generalsynode "on solid Lutheran ground" stehe, seien nur "a re-statement of its confessional basis in harmony with all its previous statements". Den „Lutherischen Zionsboten“, das Blatt der deutschen Generalsynodisten, veranlassen die Richmonder Beschlüsse zu folgenden Auslassungen: „Oft ist die Generalsynode verleumdet worden, ihre Lehrstellung sei nicht recht lutherisch. Vertreter anderer Synoden haben versucht, uns in Deutschland anzuschwärzen, haben erklärt,

wir seien ein methodistischer oder unionistischer Kirchenkörper. Andere deutsche Synoden haben oft mit Mitleid auf uns Deutsche in der Generalsynode herabgeblickt und haben ihrer Verwunderung darüber Ausdruck gegeben, wie wir es nur in einer solch lagen Synode aushalten könnten. Wir Deutschen in der Generalsynode nun sind so gut lutherisch wie irgendeine andere lutherische Synode und sind deshalb mit dem Lehrstandpunkt der Generalsynode vollständig zufrieden. Die einfältigen Einwürfe gegen das Luthertum der Generalsynode waren besonders in neuerer Zeit ganz und gar unberechtigt. Die Generalsynode bekennt sich zur Augsburgerischen Konfession vom Jahre 1530, sie hält alle Artikel der Augustana für fundamental, sie glaubt von ganzem Herzen: die Bibel ist Gottes Wort, sie verwirft nicht die übrigen symbolischen Bücher der Lutherischen Kirche, z. B. die Konkordienformel, sondern empfiehlt sie allen ihren Gliedern zum gründlichen Studium. Es ist herzlich erwünscht, daß unsere Verkleinerer in andern Synoden endlich einmal den wirklichen Bekenntnisstandpunkt der Generalsynode verstehen.“ Die Generalsynodisten behaupten also, an ihrer bisherigen Bekenntnisstellung durch die Beschlüsse von Richmond sachlich nichts geändert und korrigiert zu haben. Anders urteilt aber der *Lutheran*. Er erblickt in den Richmonder Beschlüssen einen bedeutenden Schritt vorwärts in der rechten Richtung: „a long step forward in the direction of explicit doctrinal statement on a point that has been fruitful of much unprofitable and harmful discussion“. Das iowasche „Kirchenblatt“ (S. 234) bemerkt: „Macht die Generalsynode damit Ernst, so bedeutet die Erklärung einen Fortschritt dem gefunden Luthertum entgegen; denn dann würden die, welche namentlich die Konkordienformel bekämpfen, beschimpfen und von Herzen verwerfen, keinen Raum in der Generalsynode haben. Die Geschichte der Generalsynode gestattet freilich nicht, große Hoffnungen zu hegen.“ Ähnlich lautet auch das Urteil der ohioischen „Kirchenzeitung“: die Generalsynode als Synode bekenne sich in den Richmonder Beschlüssen „zu der lutherischen Inspirationslehre, nach welcher Gott den heiligen Schreibern, als seinen Werkzeugen, nicht nur alle zu schreibenden Sachen und Gedanken, sondern auch alle Worte, durch welche diese Sachen auszudrücken waren, mitteilte und sie zum Schreiben antrieb. Wollte Gott, die Generalsynode würde, wie von dieser, so auch von allen andern Lehren unserer teuren Kirche ein ebenso freies, unmißverständliches und entschiedenes Zeugnis ablegen“. Und den Beschluß die Bekenntnisstellung betreffend bemerkt dasselbe Blatt: „Ist dies Bekenntnis [in Richmond] kein leerer Beschluß, sondern glaubt die Generalsynode ehrlich und aufrichtig, was in der Augustana bekannt wird, dann ist der Tag nicht mehr fern, an welchem sie sich rückhaltlos auch als eine wahrhaft lutherische Synode zu sämtlichen symbolischen Büchern unserer Kirche als einem teuren Erbgut unserer Väter bekennen wird, da dieselben lediglich ausführliche und gründliche Auslegungen und Erweiterungen der Lehren der Augsburgerischen Konfession sind.“ Nach den generalsynodistischen Blättern ist also durch die Beschlüsse von Richmond an der bisherigen Stellung der Generalsynode nichts geändert worden, und nach iowaschen und andern Auslassungen sind die Generalsynodisten, wenn sie es „ehrlich und aufrichtig“ meinen, durch die Richmonder Beschlüsse gleichsam erst Vollblutlutheraner geworden. Ein rechtes Bekenntnis zur Schrift und zum lutherischen Symbol erfordert aber in unserer Zeit und unter dem modernen Gegensatz eine weit deutlichere Sprache als die der Beschlüsse von Richmond.

Der Richmonder Beschluß die Augustana betreffend schließt nicht aus und soll auch wohl ex mente der Generalsynode nicht ausschließen, daß jemand, wie z. B. der verstorbene D. Richard, ein Glied, ja ein Lehrer der Theologie der Generalsynode sein und zugleich die Konfordinformel in gewissen Artikeln verwerfen und öffentlich bekämpfen kann. Und der Richmonder Beschluß die Schrift betreffend schließt nicht aus und soll auch wohl nicht ausschließen, daß jemand, der z. B. mit D. Jacobs und den englischen Blättern der Generalsynode Irrtümer der Heiligen Schrift in astronomischen, historischen und ähnlichen Fragen annimmt, trotzdem gutes Glied der Generalsynode sein kann. Wir sind also geneigt, den generalsynodistischen Blättern recht zu geben, daß streng genommen durch die Beschlüsse in Richmond auch theoretisch nichts geändert worden ist in der bisherigen Bekenntnisstellung der Generalsynode. Und daß praktisch alles beim alten bleiben wird, daran scheinen auch die Blätter, welche in den Beschlüssen von Richmond theoretisch einen großen Fortschritt erblicken, nicht zu zweifeln. Beschlüsse auf dem Papier aber, selbst wenn sie tadellos wären, machen keine Körperschaft zu einer treulutherischen, wenn ihr offenkundige Tatsachen widersprechen. Zu beurteilen ist eine Synode nicht nach gelegentlichen Beschlüssen, sondern nach dem, was sie in Wirklichkeit ist: nicht nach dem temporären Schein in der Synodalwoche auf der Synode, sondern nach dem konstanten Sein in den Gemeinden. J. B.

Aus der Generalsynode. 1. Eine Diskussion der in Richmond, Ind., angenommenen Bekenntnisbeschlüsse wurde verhindert, und mehr als dreißig Stimmen fielen gegen die Annahme derselben, ohne daß mit diesen Leuten weiter verhandelt wurde. In der Generalsynode herrschen die parlamentarischen Regeln, einerlei wie dabei gelegentlich die Liebe, Gottes Wort und das Gewissen fährt. Die parlamentarischen Regeln sind eben das Organ des Majoritätsprinzips. In einer lutherischen Versammlung sollte aber das letztlich Ausschlaggebende sein nicht die Majorität, sondern Gottes Wort und die Liebe. 2. Wie wenig die Generalsynode in Richmond gesonnen war, in ihrer bisherigen Unionspraxis Halt zu machen, geht hervor aus dem brüderlichen Empfang etlicher Sektendelegaten und aus der Wahl von Delegaten der Generalsynode an Sektengemeinden. Eine Gemeinschaft aber, die Glaubensgemeinschaft pflegt mit den Sekten, nimmt keine bekenntnistreue lutherische Stellung ein. Warum nicht? Weil das lutherische Bekenntnis verlangt, daß wir die Irrlehre mit Wort und Tat verdammen und selbst den Schein vermeiden, als ob wir die Irrlehre für harmlos halten. 3. Die Fragen, ob die Generalsynode es billige, wenn die California-synode sich eines Seminars auf der Basis des Generalkonzils annehme, und was ihr Urteil sei über die Handlungsweise der deutschen Synoden in der Logenfrage und in der Kanzel- und Abendmahlsgemeinschaftsfrage, wurden einem Komitee übergeben, das erst in zwei Jahren berichten soll. Heikle Punkte für die Generalsynode, falls die deutschen Synoden etwas Konsequenz an den Tag legen! 4. Wie der *Lutheran Evangelist* zu diesen Fragen steht, sagt er in seiner Nummer vom 17. Juni: "Every reader of *The Evangelist* knows that our General Synod regards the matter of 'lodge membership' as a matter of Christian liberty. Some divisions of the Lutheran Church forbid membership in secret societies to members of their churches, but the General Synod finds no warrant in God's Word for such restriction. . . . As to pulpit and altar fellow-

ship, the General Synod through all its history opens its pulpits to all ministers of all evangelical denominations and emphasizes the communion table as the Lord's table, to which all Christian believers are cordially invited." Solange eine Synode Leute, die öffentlich so reden, jahrelang frei herumlaufen läßt, kann von wirklich lutherischer Bekenntnisstellung bei ihr nicht die Rede sein. 5. In der Generalsynode gilt es vielfach als selbstverständlich, daß ihre Pastoren auch Leute beerdigen, die keine Christen waren. Die Wittenbergsynode hat darum die in Richmond versammelte Generalsynode, daß für solche Fälle ein passendes Formular angefertigt werde. Man hielt aber dafür, daß in allen Beerdigungsfällen dasselbe Formular gebraucht werden sollte, um Unannehmlichkeiten zu vermeiden. 6. Auf das Gesuch der Californiasynode hin wurde in Richmond beschlossen, in California ein College und theologisches Seminar auf der Lehrbasis der Generalsynode zu errichten. 7. Die Klage des Generalkonzils, daß die Generalsynode durch die in Kanada von ihr aufgenommene Arbeit den mit ihr abgeschlossenen Vertrag gebrochen habe, wurde also beantwortet: "The General Synod declares that the agreement was never meant to apply to large sections of the country, such as a province, a state, or a part of either, or even to large cities, but to small towns, or communities where two churches cannot be planted without overlapping and conflict." Das klingt vernünftig, und die Klage des Konzils scheint unbegründet zu sein. 8. Als offizieller Vertreter des Generalkonzils sagte D. Jacobs in Richmond, "that the General Synod's basis properly interpreted was not antagonistic to that of the General Council." "The General Synod, with all its liberality for other denominations, has never, so far as I have heard or read, taught that it is a matter of indifference as to whether one belong or not to the Lutheran Church, or whether one care or not for that for which the Lutheran Church stands." Was wohl D. Jacobs hier versteht unter "a matter of indifference"? Wie oft sind die Blätter der Generalsynode eingetreten für Indifferentismus und Unionismus! 9. Ebenfalls in Richmond sagte D. Jacobs: "The General Synod and the General Council both, by their very names, announce the ideal before them of a united Lutheran Church in America, and, in so doing, silently criticize the other — for their name is the same, the one adopting the Greek, and the other the Latin form of the same word." Nach Annäherung und Großmannsucht würden beide obige Namen auch dann noch schmecken, wenn Generalsynode und Generalkonzil sich organisch vereinigten. 10. Der *Lutheran Evangelist* schreibt mit Bezug auf die Generalsynode: "We wish that our Foreign Correspondence Committee would extend its arms beyond the General Council and the United Synod South to embrace the Swedish Augustana, the United Norwegian, and the Prussian Union" (die unierte Synode) "by proposing correspondence with all these strong, growing, evangelical bodies of fellow-believers." Auch dies wirft Licht auf die Beschlüsse in Richmond. 11. Dasselbe gilt von folgender Äußerung der *Lutheran World*: "That one human mind or set of minds in any one age should so grasp and state all the truth in regard to the great doctrines of the Christian faith as equally to exclude mistake and any other view, is as intellectually impossible as it is spiritually unnecessary." Hiernach stände es auch mit Bezug auf das lutherische Bekenntnis von vornherein fest, daß es nicht ohne Lehrrichtimer ist, und daß andere als die in demselben vorgelegten Lehr-

ansichten möglich sind. 12. Dasselbe Blatt schreibt: "Denominationalism is a tribute to one of the highest virtues of our civilization, namely, independency and individual thought." Die Schrift verurteilt das Sektenwesen als Rationalismus und Auflehnung wider Gott und sein Wort.

F. B.

Die Unierten. 1. Das „Magazin“ der Unierten sagt: wie es falsche und echte Juwelen gebe, so auch „wahre und falsche Orthodoxie“. Hiernach müßte es auch einen „rechten Glauben“ geben, der falsch wäre, und echte Juwelen, die doch nicht echt sind. Daß sich manches „orthodox“ nennt und doch falsch ist, versteht sich von selbst. Daß aber wirkliche Rechtgläubigkeit bisweilen auch Falschglaubigkeit sein soll, das ist Widersinn. 2. Dasselbe Blatt schreibt S. 155: „Ob uns das Leid ist oder Lieb, ist eine Frage für sich; jedenfalls ist die Verbalinspiration unhaltbar. Referent hat selbst noch vor neun Jahren die Verbalinspiration im ‚Magazin‘ verteidigt; heute tut er es nicht mehr.“ 3. Seite 225 schreibt dasselbe Blatt: „Im lutherischen Lager mag man den Unionsgedanken hassen, verfolgen, kreuzigen: es ist alles umsonst, er steht wieder auf, denn er stammt aus der Wahrheit. Ihm gehört doch die Zukunft.“ Irrtümer stehen immer wieder auf; das gilt vom Arianismus, Pelagianismus, Rationalismus, Liberalismus und selbstverständlich auch vom Unionismus. Das Unkraut bleibt bis zur Welt-ernte. Aber daraus folgt nicht, daß das Unkraut Weizen ist. F. B.

II. Ausland.

Der christliche Glaube involviert Erkenntnis und Beifall. Das leugnen bekanntlich die Liberalen. Gelegentlich finden sich ähnliche Gedanken aber auch in positiven Blättern. So behauptet der „Alte Glaube“ Sp. 338: „Es hat mithin der Glaube mit dem Fürwahrhalten rein nichts zu tun.“ Augustin und die Theologen des siebzehnten Jahrhunderts hätten den Glauben als ein „Fürwahrhalten“ bestimmt, und so sei der Glaube in Konflikt geraten mit dem Wissen. — Das ist moderner Unglaube im „Alten Glauben“. Dasselbe Blatt schreibt: Ein Bauer habe einem „Gebildeten“, der ihm klar zu machen versuchte, daß er ohne Wissen von Gott nicht glauben könne, geantwortet: „Daß ich ein Gespann brauner und ein Gespann schwarzer Pferde habe, das weiß ich und weiß auch sonst alles, was zur Aufenthaltung dieses zeitlichen Lebens gehört; auch weiß ich von mir, daß ich ein Sünder bin, weil ich mir das alles haarklein vorzählen kann; aber von Gott weiß ich nichts, als was er mir offenbart hat, und dies weiß ich darum, weil ich an Jesum Christum glaube, der mich erlöst und selig gemacht hat.“ Dazu bemerkt der „A. G.“: „An dieser Antwort des Ungebildeten mögen sich die Gebildeten spiegeln.“ Damit hat sich der „A. G.“ selbst widerlegt. Den Inhalt des christlichen Glaubens bilden allerdings nicht selbsterworbene Wissenssätze, wohl aber die Lehren der göttlichen Offenbarung. Ein Glaube, der nichts hat, was er glaubt, ist kein Glaube. Von den „Klüglings“ und „neuen Geistern“ seiner Zeit (nasutuli nostri *μωροσοφοι*, *novi illi spiritus*) sagt Luther im Großen Katechismus (Müller, S. 489): „Das wollen aber die blinden Leiter nicht sehen, daß der Glaube etwas haben muß, das er glaube, das ist, daran er sich halte und darauf er stehe und fuße.“

F. B.

Kropatschek, ein Wortführer der Positiven, schreibt im „B. d. G.“: „Jemand kann ebenso gut beim modernen Weltbild Christ sein, wie beim

antiken.“ Dagegen ist zu bemerken: Ohne seine Seele zu gefährden, kann niemand die Irrtumslosigkeit der Schrift leugnen, oder ein Weltbild annehmen, in dem dies geschieht. Derselbe Kropatschek dekretiert: „Denn mit dem Entwicklungsgedanken müssen wir unbedingt Ernst machen, wenn wir auch vorläufig nur lauter Probleme hier vor uns sehen.“ Dagegen ist festzuhalten: Selbst wenn die Evolutionstheorie alle Tatsachen vernunftbefriedigend erklärte, so müßten Christen sie doch verwerfen, weil sie wider die Schrift ist.

J. B.

Evangelium Jesu und Evangelium von Jesu. So unterscheiden Harnack und die Liberalen. Jesus habe ein anderes Evangelium gepredigt als die Apostel. Der Inhalt des Evangeliums Jesu sei die Bergpredigt. Hauptinhalt des Evangeliums der Apostel sei Jesu Person und Werk. Die „N. E. L. A.“ schreibt: „Harnacks ‚Wesen des Christentums‘ erscheint jetzt im 56. bis 60. Tausend. Dazu hat er Anmerkungen herausgegeben, die die Verlagshandlung Hinrichs in Leipzig auch separat versendet. In diesen lesen wir auf S. 12 zur achten Vorlesung: „Nicht der Sohn, sondern allein der Vater gehört in das Evangelium, wie es Jesus verkündigt hat, hinein.“ Dieses Wort ist von vielen Seiten aufs schärfste bekämpft, aber nicht widerlegt worden. Ich habe nichts an ihm zu ändern. Nur sind die Worte: „wie es Jesus verkündigt hat“ hier gesperrt worden, weil sie von vielen Gegnern übersehen worden sind. Daß Jesus in das Evangelium, wie es Paulus und die Evangelisten verkündigt haben, nicht nur hinein gehört, sondern den eigentlichen Inhalt dieses Evangeliums bildet, braucht nicht erst gesagt zu werden. Wie es zu diesem Übergang gekommen ist und inwiefern er zu Recht besteht, zeigen die folgenden Ausführungen, sowohl die sofort sich anschließenden als auch die der übrigen Vorlesungen.“ Indem Harnack damit auf das deutlichste dokumentiert, daß die Predigt des Evangeliums, wenn sie bei den Aposteln bleiben will, unbedingt Jesum zum Inhalt haben muß, sieht er sich doch außerstande, sein Wort über Jesus selbst zu korrigieren. Er bleibt dabei, daß Jesus in seiner eigenen Predigt nicht sich predigt, sondern allein den Vater, und daß erst durch einen „Übergang“ die Wandlung geschah, daß er in die Evangeliumspredigt hineinkam. Wir bedauern, daß Harnack die gegen ihn vorgebrachten Einwände nicht einer ernsteren Würdigung unterzog. Denn es ist doch nicht nur das Johannes-evangelium, das ihm hier direkt widerspricht. . . . Aber auch die Synoptiker lassen Harnacks Deutung nicht zu. Schon in der ersten Predigt, die uns von Jesus aufbehalten ist, jener in Nazareth, wählt er die bekannte Jesaia-stelle zum Text: „Der Geist des Herrn ist auf mir, derhalben er mich gesandt hat“, und sagt dann, daß diese Schrift heute vor ihren Ohren erfüllt sei. Also der Inhalt dieser ersten Evangeliumspredigt war er. Und dann die Bergpredigt mit ihrem massiven „Ich aber sage euch“, worin er sich selbst in den Mittelpunkt des ethischen Denkens seiner Zuhörer rückt. Es sei ferner an die vielen Stellen erinnert, in denen er sich als den darstellt, der über ewiges Leben und ewige Verdammnis zu entscheiden hat (in der Bergpredigt: „Ich habe euch noch nie erkannt“; in den Gleichnissen von den Pfunden und dem Edlen, der über Land zog, von den zehn Jungfrauen 2c.) bis zu der Steigerung: „Wenn aber des Menschen Sohn kommen wird in seiner Herrlichkeit.“ Wenn das alles künstliche Gebilde einer späteren Tradition sein sollen, dann müßte doch erst der Nachweis dafür geführt werden, und zwar der ruhige, historische Nachweis, nicht ein aus dem Vorurteil des Dogmati-

kers geschöpfter. Hat aber Jesus auch nach den Synoptikern sich selbst in sein Evangelium hineingeschoben, ja sich zum Inhalt und Träger seines Evangeliums gemacht, dann haben die Apostel keinen „Übergang“ vollzogen und das Evangelium nicht verkehrt, indem sie ihn in das Zentrum des Evangeliums rückten, sondern sie waren treue Überlieferer dessen, was ihnen Jesus übergab, was sie in alle Welt tragen sollten: das Evangelium Jesu als das Evangelium von Jesus.“ Nach Vorträgen, die Harnack zu Anfang dieses Jahres in Berlin gehalten, soll die Metamorphose des Evangeliums Jesu in das Evangelium von Jesus sich in etlichen Wochen vollzogen haben, in der Zeit zwischen Karfreitag und Pfingsten. In einem Vortrag vom 15. Januar dieses Jahres gibt aber Harnack zu, daß sich Jesus, wenn auch nicht von Anfang an, als Messias bezeichnet habe: „Jesus erhob sich damit“, sagt Harnack, „aus der zeitlichen Beschränkung in das übermenschliche, Ewige.“ Historisch gibt damit Harnack der bisherigen kirchlichen Auffassung recht, und um seine eigene liberale Dogmatik festzuhalten, ist er nun gezwungen anzunehmen, daß Jesus sich über sich selbst getäuscht habe. Seine ganze Theorie von dem Evangelio Jesu im Gegensatz zu dem Evangelium von Jesu geht damit in die Brüche. F. B.

Bekenntnis der Liberalen. Der „E. L. Z.“ zufolge schreibt das liberale Blatt, die „Christliche Freiheit“, zu Hebr. 10, 23: „Lasset uns halten an dem Bekenntnis“, wie folgt: „Was ist das denn für ein Bekenntnis, an dem wir Protestanten halten und in dem wir nicht wanken sollen? Das ist unser Bekenntnis: Nicht eingeschworen sein auf ein in Worten festgelegtes Glaubensbekenntnis, das bis in alle Einzelheiten hinein uns vorschreibt, was wir glauben müssen, sondern ein Bekenntnis zur Treue gegen die eigene Überzeugung, gegen das eigene Gewissen, gegen die innere Wahrhaftigkeit. Es ist das Bekenntnis: die Wahrhaftigkeit über alles! Das ist das Bekenntnis, das ist der Lebensnerv und das Lebenselement des Protestantismus!“ Will das liberale Blatt mit der Wahrhaftigkeit Ernst machen, so muß es gleich aus seinem Titel das Wort „Christliche“ streichen. Jetzt segelt es unter falscher Flagge, was auch mit dem „eigenen Gewissen“ eines Liberalen sich nicht vertragen dürfte. F. B.

Der Evangelische Oberkirchenrat sagt in seinem Urteil über den Fall Fischer von 1905: „Ohne die Anerkennung seiner wahren Gottheit kann ihm der Glaube nur die Stellung als Wahrheitszeuge und religiöses Vorbild, aber nicht die des einigen Herrn und Heilands zugestehen.“ In dem Fall Cesar von 1906: Jesus Christus sei der „eingeborene Sohn Gottes“, der uns von Gott gegebene alleinige Mittler des Heils, dessen Leben, Sterben und Auferstehen der alleinige Grund unsers Heils sei. Und im Fall Traub 1909: „Die Gemeinde kommt aber am Osterfeste nicht im Gotteshaufe zusammen, um sich über die geschichtliche Überlieferung der Ostertatsache im kritischen Sinne belehren oder über ein auch heute noch vorhandenes Recht des Osterglaubens beruhigen zu lassen. Dieser Glaube ist vielmehr die selbstverständliche Voraussetzung ihrer Osterfeier. . . . Wenn Sie dagegen sich darauf berufen, daß Vergangenes, das der Geschichte angehöre, für den heutigen Glauben und die gegenwärtige Frömmigkeit nichts mehr bedeuten könne, so steht, abgesehen davon, daß diese Theorie aller Erfahrung widerspricht, fest, daß der christliche Glaube seinen Grund und seine Kraft in dem geschichtlichen Evangelium von Jesus Christus hat und mit ihm steht und fällt.“ Hierzu bemerkt P. Bunte in der „Reformation“: „Vergleicht man

diese drei Bestimmungen des Evangeliums, so läßt sich nicht verkennen, daß die Ausdrücke farblos geworden sind. 1905 ist noch die ‚Gotttheit‘ Christi nachdrücklich hervorgehoben, 1906 beschränkte man sich auf den Ausdruck ‚alleinigen Mittler des Heils‘, 1909 spricht der Erlaß kurz vom ‚geschichtlichen Evangelium von Jesus Christus‘. Ich sage nicht, daß der Oberkirchenrat sachlich 1909 etwas preisgegeben habe, was er 1905 noch behauptet hat, z. B. die wahre Gotttheit Christi. Ich bin überzeugt, daß die Behörde einen Vorwurf nach dieser Richtung mit Entschiedenheit zurückweisen würde. Ich erkenne an, daß die 1906 und 1909 gebrauchten Ausdrücke vollkommen einwandfrei sind, wenn bibelgläubige Christen dahinterstehen. Daß sie aber nicht unmißverständlich sind, hat die Geschichte der neueren Theologie uns noch in jüngster Zeit gelehrt.“ Alle Urteile des Oberkirchenrats gegen Liberale sind bisher Theorie geblieben. Geschehen ist nichts, und die Liberalen sind nur kühner geworden. F. B.

P. Stendel von Bremen. „Dieser Mann läßt sich jahraus, jahrein sein Gehalt als Pastor einer Kirche zahlen, die er mit aller Nachdrücklichkeit bekämpft. Er tauft Kinder auf den dreieinigen Gott — bekennt sich aber offen als Gottesleugner in der bestimmtesten Form. Er hat sich bei seiner Ordination verpflichtet, in irgendeinem Sinne Gottes Wort zu predigen — und er tut das genaue Gegenteil davon. Er redet von der christlichen Religion wie wir von der griechischen Göttermythologie, wie von einer historischen Größe, die für ihn als persönliche Überzeugung niemals in Betracht gekommen ist. Er bringt es fertig, vor dieser monistischen Gesellschaft mit widerwärtigem Hohne von einem ‚Bruder in Christo‘ zu berichten, der ein Sonntagsblatt, ‚Der Pilger zur Heimat‘, redigiere, und fügt hinzu: ‚Wir sind uns wohl alle einig, daß wir diesem Pilger (einem gläubigen Geistlichen) nicht in seine Heimat folgen.‘ Wahrlich, neben diesem ‚Pastor‘ wird Voltaire mit all seiner Frivolität in seinem fanatischen Haß gegen alles Christentum ja zu einer liebenswürdigen und sympathischen Erscheinung.“ (S. Ab.)

Von der preussischen Landeskirche schreibt die „Reformation“ S. 67: Daß die Kirche unpopulär sei, gehe hervor aus der Tatsache, daß Tausende von Gebildeten und Ungebildeten aus derselben austreten. „Ebenso erweist die Unpopularität unserer evangelischen Kirche die geringe Teilnehmerzahl der Erwachsenen an der Abendmahlsfeier. Ist doch gerade dieses Sakrament ein untrügliches Zeichen für die Aktivität der Mitglieder einer protestantischen Kirche, denn es bringt wie nichts das Zusammengehörigkeitsgefühl des einzelnen mit der Kirche und der Gesamtheit der Gemeinde zum Ausdruck. Viel mehr also als das andere Sakrament, die Taufe, dem gleichsam nur eine passive Bedeutung zugemessen werden kann, wozu noch kommt, daß dies Sakrament von seiten des Staates eine offensichtliche Förderung erfährt durch die Nachfrage bei der Einschulung und andern Gelegenheiten. Aber wie gering ist heute die Beteiligung am Abendmahl! Sie ist statistisch festgestellt auf einen kleinen Bruchteil der konfirmierten Gemeindeglieder, wobei noch zu bedenken ist, daß selbst diese kleine Zahl noch geringer zu veranschlagen ist, weil bei der Statistik die wiederholte Beteiligung an der Abendmahlsfeier außeracht geblieben ist. Es ist sicher nicht zu viel behauptet, wenn ich sage: die größte Zahl der Evangelischen in den Großstädten und auch Mittelstädten begnügt sich heute damit, die Kirche viermal in Anspruch genommen zu haben: bei der Taufe, der Konfirmation, der Trauung und dem Begräbnis. Auf dem Lande und in den

kleinen Städten mögen die Verhältnisse etwas besser sein. Aber sollte nicht gerade hier nur das Herkommen und die Rücksicht auf den lieben Nachbar vieles zugunsten der Kirche wirken? Sollte nicht hier die Zahl der bewußten, aktiven Christen ebenso gering sein? Der verstorbene Prof. D. Cremer in Greifswald hat das wenigstens für Vorpommern behauptet."

Unglaube in der Landeskirche von Elsaß-Lothringen. Die „Straßburger Post“ rühmt den Entwicklungsgedanken als „modernes Denken“, „eine werdende Größe“, die „in sicherem Aufstieg der Vollkommenheit entgegenstreitet“. „Wir Heutigen“, schreibt sie, „haben eben, auf den Schultern der Aufklärung stehend, ihre Errungenschaft übernommen: den von allen Wachstums Hindernissen befreiten, voll entfalteten Gedanken der Entwicklung.“ An die Stelle eines „übernatürlichen Schöpfungsaktes“ komme jetzt die „Urzeugung“ zu stehen. In demselben Blatt schreibt Pfarrer Heil: „Der biblische Schöpfungsbericht ist zerstört [nämlich durch den Darwinismus, Red.], das biblische Weltbild mit seiner Einteilung in Himmel, Erde, Hölle ist zerstört und das Wunder ist zerstört.“ P. Hornings „Theologische Blätter“ bemerken hierzu: „So drückt sich ein Pfarrer aus, der unserer Kirche Augsburger Konfession angehört und ihr Brot ißt!“ Und P. Hornung bleibt mit solchen Wölfen in einem Stalle stehen! F. B.

Die Lehre von den zwei Naturen in Christo. „Der Geisteskampf der Gegenwart“ schreibt S. 13: „Allerdings werden wir den Begriff ‚Gottessohn‘ nicht mehr in dogmatische Formeln pressen, werden uns nicht mehr über die zwei Naturen Jesu den Kopf zerbrechen, ja wir werden die ganze Zweinaturenlehre ablehnen, weil sie den, der wie kein anderer aus einem Gusse war, zu einem Doppelwesen macht und das Geheimnis, das sie entschleiern will, nur noch mehr verwirrt. Wir wissen und haben es endlich gelernt, daß das Wunder der Persönlichkeit Jesu aller begrifflichen Fassung spottet, daß es nicht mit dem Verstande begriffen, sondern mit dem Herzen ergriffen sein will.“ Das ist eine falsche Demut, die im Grunde Hochmut und Erhebung über die Schrift ist, denn die Zweinaturenlehre ist nur die kurze und richtige Zusammenfassung dessen, was die Schrift in zahllosen klaren Stellen von der Person Christi aussagt. F. B.

In Deutschland traten um die Mitte des vorigen Jahrhunderts jährlich kaum tausend Katholiken zum Protestantismus über. Seit den neunziger Jahren ist aber die Zahl rasch gewachsen. Im Jahre 1894 traten über 3281 Katholiken, 1898 schon 5176; 1900: 6143; 1901: 6895; 1902: 7073; 1903: 7614; 1904: 7898; 1905 über 8000. In den 15 Jahren von 1890 bis 1905 sind 76,239 Katholiken evangelisch und 10,091 Evangelische katholisch geworden. Am stärksten sind die Verluste der katholischen Kirchen in den Rheinlanden, Schlesien und im Königreich Sachsen. Vielfach ist das Verlangen der Eheleute in Mischehen — allein im Jahre 1905 fanden in Deutschland 42,318 Eheschließungen und 21,803 Trauungen gemischter Paare statt —, im Glauben eins zu werden. Ein nicht geringer Teil der übergetretenen sind eingewanderte österreichische Katholiken. Von den 110,298 lebend geborenen Kindern aus Mischehen wurden im Jahre 1895 evangelisch getauft 61,178, also reichlich 55%. Trotzdem verschiebt sich neuerdings das Verhältnis zwischen Evangelischen und Katholiken etwas zu ungunsten der letzteren. Es waren nämlich unter 1000 Einwohnern im Jahre 1871: 623 evangelisch, 362 katholisch und im Jahre 1900: 625 evangelisch, 361 katholisch. Das erklärt sich zum Teil aus der starken Einwan-

derung aus Rußland und Österreich, sowie daraus, daß die katholische (zumal polnische) Bevölkerung, weil eine mehr ländliche, eine stärkere Vermehrung durch Geburten aufweist als die mehr städtische evangelische. Auch die Mischung der Konfessionen wird eine immer größere; so stieg z. B. die Zahl der Katholiken in Berlin von 1817 bis 1905 von 6157 auf 223,948, während umgekehrt im Kreise Reddinghausen die Zahl der Evangelischen in denselben Jahren von 51 auf reichlich 50,000 stieg.

Calvinfeier in Genf. Der „Freimund“ schreibt: „In Genf wurde am 6. Juli der Grundstein zu einem großen Reformationsdenkmal gelegt, ähnlich dem bekannten Luther-Denkmal in Worms. Der Grundsteinlegung wohnte u. a. auch der Präsident des preussischen Oberkirchenrats bei, der ein Glückwunsch-Telegramm des deutschen Kaisers verlas. In dem Antwort-Telegramm, das von dem Denkmalskomitee an den Kaiser gerichtet wurde, wird dieser ‚als eine der festesten Stützen des reformierten Glaubens‘ gepriesen. Das ist für uns Kinder der evangelisch-lutherischen Kirche eine schmerzliche Erinnerung an die traurige Tatsache, daß das preussische Königshaus seit dem Jahre 1613 der reformierten Konfession angehört, und daß aus diesem Abfall vom lutherischen Bekenntnis unserer Kirche die schwerste Schädigung erwachsen ist und fort und fort zu erwachsen droht.“ Wie der Unionismus Kapital schlägt aus der Calvinfeier, davon schreibt die „E. L. Z.“: „Bei der Calvinfeier in Genf scheint die Union wieder einmal wahre Orgien gefeiert zu haben. Die deutschen Landeskirchen, und zwar nicht nur reformierte, sondern auch ‚lutherische‘, waren durch 18 Delegierte vertreten, die ‚lutherische‘ Kirche Frankreichs durch 2, deren einer, P. Appia, eine zündende Rede hielt über das, was Luther und Calvin einigte, und daran solche Unionswünsche knüpfte, die bei der Festversammlung rauschenden Beifall fanden. Bei dieser Feier waren auch einige Vertreter unitarischer Kirchen zugegen, das heißt, solcher Kirchen, die die heilige Dreieinigkeit leugnen. Einer von ihnen sagte öffentlich: Ich bin kein Schüler Calvins; ich bin eher ein Schüler Michael Servets‘, das heißt, jenes Väterers der heiligen Dreieinigkeit, der auf Calvins Veranlassung hin vom Genfer Magistrat zum Feuertode verurteilt wurde. An dem Sonntag, der in die Calvinfeier fiel, wurde das heilige Abendmahl etwa 1000 Teilnehmern gereicht.“

F. B.

Los-von-Rom-Bewegung unter den Polen. Es haben sich bisher ungefähr 100,000 Polen von der Kirche Roms losgesagt und unter der Leitung von etwa 50 abgefallenen Priestern zu einer besonderen Kirche zusammengeschlossen, die den Namen Mariawitenkirche angenommen hat. Sie besitzt eine ganze Reihe stattlicher Gotteshäuser, eigene Kirchhöfe und eigene Pfarrsysteme. Ihre Anhänger verbreiten sich über das ganze Land; doch haben sie ihren Hauptsitz in den größeren Städten, besonders in Warschau und Lodz. Den Anlaß dazu hat, so wird behauptet, eine als unsittlich verschrieene Frau namens Maria Franziska Rosłowska gegeben, die über göttliche Gaben verfügen wollte und als Vermittlerin zwischen Himmel und Erde angesprochen wurde. Aber es ist gewiß nicht anzunehmen, daß gerade unter den Polen, die so stark an der römischen Kirche hängen, eine so umfangreiche Bewegung eingetreten wäre, wenn es nicht andere Gründe gäbe. Als solche Gründe werden angeführt zunächst die Unsittlichkeit der Priester. Die Väter und Männer vermochten ihre Töchter und Frauen nicht zu bewahren. Dazu gesellte sich die gewissenloseste Ausbeutung des Volkes bei

kirchlichen Handlungen, und endlich hat die Revolution im Jahre 1905 in das polnische Volk eine Erregung hineingebracht, die dann auch auf das religiöse und kirchliche Gebiet sich übertrug. Da die Mariawiten in nicht wenigen Gemeinden die Mehrheit bildeten, so kam es zu häufigen Kämpfen um die Kirchen zwischen ihnen und den katholisch treu gebliebenen Gemeindegliedern. Mit Hilfe von Bestechung wurden von der katholischen Kirche richterliche Urteile erzielt, die den Mariawiten die Kirche nahmen. So blieb kein anderer Ausweg, als neue Kirchen zu bauen. Eben dies geschieht auch, und es ist ein Beweis, daß in der Bewegung doch etwas von religiöser Kraft stecken muß. Die Mariawiten beginnen, sich nach einem tieferen Glaubensgrunde zu sehnen und sich daher der Bibel zuzuwenden. Hier würde also eine offene Tür sein für eine polnische Evangelisation. Bei dem scharfen nationalen Gegensatz zwischen Deutschen und Polen ist eine Förderung der mariawitischen Bewegung durch die deutschen Lutheraner ausgeschlossen. Aber evangelische Polen hätten hier eine Aufgabe.

(R. d. E. B.)

Der Katholizismus in England. Aus England schreibt ein Korrespondent der „Reformation“: „Ähnlich wie auch Deutschland ist England in neuerer Zeit mit katholischen Mönchen, Nonnen und Klöstern überschwemmt worden. Aber nicht nur dies: die römische Kirche entfaltet eine ganz großartige und durchaus nicht mehr im geheimen betriebene Propaganda. In Wirfield haben sich Mönche niedergelassen, die direkt missionierend im Lande umherziehen, Kruzifixe und Traktate verteilen und unter dem passiven Beistande, wenn nicht mehr, der englischen Bischöfe Konvertiten sammeln für Rom. Große Proteste haben sich dagegen erhoben, so daß der Erzbischof von Canterbury sich schließlich genötigt sah, dagegen einzuschreiten, jedoch so lau, daß die Wirfield-Mönche ihre Propaganda nach wie vor betreiben. In Widesford haben sich aus Frankreich vertriebene Ursulinerinnen niedergelassen. Trotz eines großen Protestmeetings hat der Bischof von Plymouth seinen Namen mit einem Beitrag von £50 an die Spitze einer Gabenliste zur Erbauung eines Klosters für diese römischen Nonnen gesetzt. Wie stark sich Rom fühlt, zeigen auch deutlich die vor wenigen Wochen erlassenen katholischen Ehegesetze. Nach dem neuen Gesetz kann kein guter Katholik außerhalb seiner Kirche heiraten. Heiratet ein katholisches Mädchen einen Nichtkatholiken, so gilt die Ehe nach päpstlichem Dekret als nicht bestehend, das Paar lebt in Sünde, und es kann sich, soweit die Gesetze der Kirche in Frage kommen, wieder trennen und beide können sich wieder mit andern Personen verheiraten. Man denke, welcher Schlag ins Gesicht damit der anglikanischen Kirche versetzt wird. Aber sie hat ihn ruhig hingenommen, ohne im geringsten dagegen zu protestieren. Eine mit einem der englischen Staatskirche angehörenden Manne verheiratete Katholikin, die von dieser Kirche nach englischem Gesetz getraut ist, lebt nach dieser neuesten Verordnung der Kirche im Konkubinat. Das hat sich die englische Kirche ruhig gefallen lassen. Geht doch ihre Devotion vor Rom sogar so weit, daß im vorigen Jahre Matrosen und Offiziere von dem Schlachtschiff „Queen“ und vom Kanonenboot „Hussar“ mit Extrazug von Civita Vecchia nach Rom fahren konnten, um dem Papst ihre Guldigung darzubringen. Und die englischen Zeitungen berichten übereinstimmend, daß unter diesen Seesoldaten nicht nur Katholiken, sondern auch Protestanten waren. So etwas pflegt nicht zu geschehen, wenn nicht „von oben“ ein günstiger Wind weht.“

Römische Missionspraxis. In Nicaragua sollen katholische Priester Indianer zwingen, sich taufen zu lassen ohne vorherigen Unterricht. Die „Deutsch-Eb. Korrespondenz“ schreibt: „Die Leute mußten sich aufstellen, dann wurde ihnen gesagt: ‚Macht jetzt den Mund auf und die Augen zu!‘ worauf ihnen Salz auf die Zunge gestreut und sie mit Wasser bespritzt wurden.“ Auch sollen Indianer durch Beschenkung mit Tabaksblättern sich haben taufwillig machen lassen, und dies Experiment sei von den katholischen Priestern wiederholt erfolgreich vorgenommen worden. (N. G.)

Zu welchen Chifanen der Generalgouverneur von Madagaskar greift, um das Christentum auf der großen Insel möglichst zu schädigen, geht aus folgendem hervor: Der Bau einer Kirche wird an einem Orte untersagt, aber ein Markt wird am Sonntag dort abgehalten, um die Christen zu ärgern; ein Distriktsverwalter verbietet seinen „Untertanen“ den Gang zum Gottesdienste, doch tut er das nicht schriftlich, und es wird des Missionars Wort immer noch weiter gehört; den Zauberern Geschenke zu bringen, ist nicht verboten, Naturgaben an Kirchen müssen erst behördlich genehmigt werden; einer lutherischen Lehrerin, die den Volksschulkindern Näherunterricht erteilt, wird dies durch einen von Augagneur selbst unterschriebenen Brief verboten; die Sonntagschulkinder dürfen in ihrer Schule nicht lesen lernen, ihre Eltern aber lehren sie's, doch im geheimen; wandernde eingeborene Lehrer gehen von Haus zu Haus, da, wo die Schulen verboten sind, um die Kinder lesen zu lehren. In einem offiziellen Blatte Augagneurs stand kürzlich zu lesen: „Sie sagen: Ich lehre die Madagassen nicht, daß es einen Gott gibt, und das sei das einzige übel, das ich anrichte. Ja, das ist das einzige übel, das Sie anrichten, und das ist in der That ein übel, denn in aller Welt gibt es nichts, was so sehr gegen den französischen Gedanken streitet, als der Glaube an ein allerhöchstes Wesen, von welchem natürlich alle Autorität ausgeht. Ein logischer Deist muß die republikanische Regierung als eine Verirrung ansehen. Durch welches höhere Prinzip glauben Sie sich berechtigt, mit Lehren, die dem Gefühl der Majorität der Franzosen widerstreben, der französischen Aktion, der Propaganda der französischen Ideen entgegenzuarbeiten?“ Also offenbar ein grundsätzliches Vorgehen gegen das Christentum! Wie lange wird es wohl dauern? Indessen haben alle die Plackereien das Gegenteil von dem bewirkt, was sie sollten, und vielfach Unwillen bei den Madagassen hervorgerufen. Eingeborene Christen können auch noch immer als Prediger eingesegnet werden, die Missionare harren mutig auf ihrem Posten aus, die lutherische Mission wird reichlich von der lutherischen Kirche Frankreichs unterstützt, die in Antsirabe und in Fianarantsona je ein Lehrerseminar unterhält; der Leiter des letzteren, Missionar Büchschütz, Sohn des Pariser Pfarrers Büchschütz, schrieb erst vor kurzem: „Ich bedauere nicht, nach Madagaskar gegangen zu sein, niemals; hätte ich es nochmals zu tun, so täte ich es wieder; die Missionslaufbahn ist die schönste, die ich kenne; etwas anderes tun, würde mir wie ein Abfall erscheinen.“ (N. G. L. N.)

Folgendes Urteil über Feuerbestattung hat ein Kommissär in der Schweiz abgegeben: Die Beerdigung ist ehrwürdig durch das Begräbniß unsers Heilandes Jesu Christi und durch den ununterbrochenen Gebrauch aller christlichen Jahrhunderte. Sie erinnert nach der Lehre des heiligen Apostels Paulus den Menschen daran, daß, wie das in die Erde gelegte Samentorn hervorsproßt und grünt und blüht, so der in die Erde gesenkte

Leib durch die Allmacht des Herrn einst hervorgehen wird zu ewigem Leben. Die Bedenken, welche gegen die Beerdigung vom gesundheitspolizeilichen Standpunkte aus geltend gemacht werden, sind nach dem Zeugnisse namhafter Ärzte und Naturforscher hinfällig. Was die Kirche aber vornehmlich zu ihrer Stellung bestimmt, ist die Wahrnehmung, daß die Freunde der Leichenverbrennung diese überall als ein Mittel benutzen zur Untergrabung des christlichen Glaubens an die Auferstehung der Toten und als eine Maßregel zur weiteren Entchristlichung des öffentlichen Lebens.

Frühchristliche Ringgemme. In Korinth erwarb H. Lampatis, der eifrige Forscher auf dem Gebiet der frühchristlichen Altertümer, eine Ringgemme, die in den Besitz der Christlichen Archäologischen Gesellschaft in Athen übergegangen ist. Es ist auf ihr ein barfüßiger Mann mit dem Typus abgebildet, nach dem die Katakombengemälde die Apostel darstellen. Er schreitet wie ein Athlet im Stadium, hält in der rechten Hand einen Kranz und mit der linken sein Himation und ist wahrscheinlich, wie Buchstaben über seinem Haupt andeuten, als Apostel Paulus anzusprechen. Die Ausführung ist sorgfältig und schön, so daß Sachkundige die Arbeit in frühchristliche Zeit vor dem Verfall der Gemmenschneidekunst ansetzen. Der Apostel wäre dann dargestellt als siegreicher Kämpfer im Stadion, und der Auffassung lägen die mehrfachen Redewendungen des Apostels mit Beziehung auf den Agon (1 Tim. 6, 12; 2 Tim. 4, 7: Ich habe den guten Kampf durchgekämpft, 1 Kor. 9, 24) zugrunde. Gefunden wurde der Ringstein unter den Ruinen von Alt-Korinth, wo Paulus eine Gemeinde gründete, an deren Mitglieder er zwei Briefe geschrieben hat. (M. N. N.)

Beten in der Not. Im „B. d. G.“ schreibt J. A.: „1. Von einem bekannten Sängerknaben wurde mir kürzlich folgendes erzählt: Während der furchtbaren Erdbebenkatastrophe in San Francisco war auch das ganze Opernensemble Conrieds gerade dort anwesend. Da sah er, der Erzähler, der auch dabei gewesen war, mitten zwischen den Trümmern, inmitten des Schreckens und der Verwirrung einen andern berühmten Sänger, der als gottlos bekannt war, laut betend knien und Gott in seiner Angst anrufen. Ein anderer aber, der vorbeikam, rief ihm zu: 'Jetzt kann er auf einmal beten! Hättest du vorher gebetet, wäre das Unglück nicht geschehen!' 2. Ein junger Offizier, der vom Christenglauben und von Gott nichts mehr wissen wollte und mit leichtem Spott oder Achselzucken über dieses Thema fortging, ging nach Südwest-Afrika und nahm an den schweren Kämpfen gegen die Herero teil. Von dort schrieb er mir u. a. folgende Worte: 'Bei mir regt sich allmählich wieder der Glaube an einen allmächtigen, großen Gott, der uns Menschlein führt und leitet, ganz anders, als wir denken. In der Garnison hatte ich ein zu schönes, sorgenloses Leben; da kommt man mit seinem lieben Gott nicht zusammen. Nur da, wo Gefahren und furchtbare Krankheiten dräuen, kehrt der Mensch zu seinem Schöpfer zurück. Hier draußen haben mich die furchtbaren Gefahren wieder mit meinem Gott zusammengebracht, von dem ich glaubte, man könnte ohne ihn fertig werden.'“

Die segnerliche Aufklärung betreffend, sagen die deutschen Bischöfe in ihrem Hirtenbriefe: „Es gibt nicht wenige, die eine möglichst frühzeitige Aufklärung der Kinder über geschlechtliche Dinge als Hauptpflicht der Erziehung bezeichnen und als erstes Schutz- und Bewahrungsmittel anpreisen. Glaubt ihnen nicht; es sind falsche Propheten. Wohl kann im reiferen

Alter ein warnendes oder beruhigendes Wort der Aufklärung seitens der Eltern oder des Seelsorgers oder auch des Arztes angezeigt sein. Aber mit bloßer Aufklärung ist noch nichts erreicht, und eine vorzeitige Aufklärung kann alles verderben. Das erste Schutz- und Bewahrungsmittel ist vielmehr das sittliche Partgefühl, die heilige Schamhaftigkeit, von Gott selbst der Unschuld als Hüterin beigegeben. Diese weckt und pflegt in den Herzen eurer Kinder von frühester Jugend an. Klärt sie darüber auf, sobald die Vernunft erwacht, daß sie Gottes Kinder sind und Gottes allsehendes Auge überall auf ihnen ruht. Pflanzte tief hinein in ihre Herzen die heilige Gottesfurcht: diese wird sie auch in jenen Stunden schützen, wo sie den Augen der Eltern entrückt sind.“ Ob das wohl stimmt mit der Praxis im römischen Beichtstuhl?

F. B.

Den Egoismus und das Genußleben des „modernen Menschen“ charakterisiert der verstorbene Berliner Philosoph Paulsen also: „Es ist, als ob alle Dämonen im Augenblick losgelassen wären, den Boden des deutschen Volkslebens zu verwüsten. In geschäftsmäßigem Großbetrieb wird unter dem Titel des Problems der Homosexualität die Sache eines abscheulichen Lasters geführt. . . . Rasende Weiber verkünden in Traktaten und Romanen das ‚Recht auf Mutterschaft‘, auch wenn ein Vater für das Kind nicht zu haben sein sollte. Irreredende Poeten predigen reiferen jungen Mädchen die Notwendigkeit und das Recht, sich ‚am Heckenwege‘ einstweilen die Freunde zu suchen, die ihnen sonst vorenthalten bleiben möchten. Fanatische Gläubige der Aufklärung beiderlei Geschlechts fordern mit Ungestüm die Einführung der Jugend in die Geheimnisse des Geschlechtslebens. . . . Umwertung aller Werte, so schreit es auf allen Gassen; werft es ab, das lebensfeindliche Christentum, das überall tausend Glücksmöglichkeiten im Keime tötet.“ Wie stimmt das zu der Melodie: „Die Welt wird immer besser“?

F. B.

Unfittlichkeit in Deutschland. 1. Die Mutterschutz-Bewegung, ein Euphemismus für „Bewegung zur Emanzipation des Fleisches und der freien Liebe“, fordert nicht bloß Hilfe für die uneheliche Mutter und das uneheliche Kind, sondern verlangt auch, daß das uneheliche Verhältnis als sittlich und dem ehelichen gleichberechtigt anerkannt werde. Eine Führerin sagte in einer Versammlung: „Wir fordern Schutz den unehelichen Müttern und allen, die es werden wollen.“ 2. Die Mutterschutz-Bewegung bekennt sich zu folgendem greulichen Satz: „Wohl aber erklären wir die geschlechtliche Betätigung als ein natürliches und selbstverständliches Recht jedes erwachsenen Mannes und Weibes, dessen Ausführung niemals wegen bloßer Außerachtlassung gewisser vom Staate dafür geforderter Formen eine unfittliche Handlung werden kann.“ 3. Die Vertreterinnen der Mutterschutz-Bewegung agitieren jetzt lebhaft gegen den Paragraphen des deutschen Strafrechts, der Abortion bestraft mit Zuchthaus von sechs Monaten bis zu fünf Jahren. 4. Von der Bilderausstellung der Berliner Sezession schreibt die „E. N. Z.“: „Sie übertrifft an Schamlosigkeiten alle schon zum öftern in polizeiliche Zensur und Verwarnung genommenen Witzblätter. Das Rohe, Widernatürliche, Perverse wählen diese „Künstler“ der Sezession mit Vorliebe zum Objekt ihrer Kunst. Die in Deutschland überhandnehmende Unfittlichkeit steht in kausaler Beziehung zur liberalen Theologie, die in Glauben und Leben nicht mehr an die Heilige Schrift gebunden sein will.“ 5. In dem Bericht der Berliner Stadtmission heißt es: „Weder in London

noch in Paris noch in Südamerika gebärdet sich die Unsittlichkeit so schamlos und zuchtlos wie hier in Berlin.“ F. B.

Das Berliner Theater betreffend schreibt „Glauben und Wissen“ S. 71: „Die Oberflächlichen herrschen auch heute noch in mancher Provinz des öffentlichen Lebens; besonders das Theater scheint sich ganz ihrem Zepher zu beugen. Wer etwa die Berliner Theaterzettel in den letzten Monaten verfolgt und die Zeitungskritiken gelesen hat, der hält es kaum für möglich, wie die entsetzlich niedrigsten und inhaltsleersten Stücke nicht nur in Masse geschrieben, sondern auch am häufigsten und mit dem größten Erfolg aufgeführt werden konnten: ‚Die blaue Maus‘, ‚Revolution in Krähwinkel‘, ‚Die Türe ins Freie‘ zc. Man fühlt sich wirklich zu keiner weiteren Kritik innerlich angestachelt als zu der, mit welcher uns ein würdiger Lehrer einmal ein Blatt einer Schülerzeitung zurückgab: ‚er habe etwas so Dummes noch nie gelesen‘. Von des Lebens Verwicklungen überhaupt, von den ersten Problemen der Weltlage spürt man nichts. Die einzigen Verwicklungen, die man kennt, sind geschlechtlicher Art. Am Anfang war das Geschlecht, alles in ihm, nichts außer ihm“ — dies Wort eines Modernen charakterisiert wirklich nicht zu kleine „Künstler“-Kreise und noch mehr einen starken Bruchtheil unsers Theaterpublikums.“

Sudermann gehört zu den gefeiertsten deutschen Schriftstellern der Gegenwart. über seinen Realismus urteilt aber Karl Knorz: „Er macht keine Umwege wie Heine, der seinen Leser auf Flügeln des Gesanges in den blauen Äther schickt, um ihn schließlich auf einem Düngerhaufen landen zu lassen, sondern verpflanzt ihn gleich auf genannten Hügel, hockt sich neben ihn und zeigt ihm nun dort die Schönheiten der Welt seines Geschmacks.“ „Sudermann ist ein Dichter von eng begrenztem Gesichtskreise; nirgends wagt er sich an wichtige Probleme. Er dramatisiert nur das Ewig-Verwerfliche des Vorder- und Hinterhauses. Seinem Tintenfaß entströmen mephitische Dünste. Seine meisten Werke gehören in ein Lupanarium oder in die unmittelbare Nachbarschaft eines solchen.“ „Aufgabe jedes ehrlichen Menschen ist es, die verderblichen Erzeugnisse der überhandnehmenden naturalistischen Literatur, in welchen der Charakter und das Familienleben des deutschen Volkes besudelt und der Verachtung preisgegeben wird, energisch zu bekämpfen und ihre Verbreitung zu verhindern.“

Der Kampf gegen das Opium wird von der chinesischen Regierung, wie nicht mehr zu bezweifeln ist, mit Ernst geführt. So fordert eins von den neuen Edikten, daß alle höheren Beamten binnen drei Monaten vom 1. Mai an und die Beamten niederer Grade bis zu einer späteren Frist den Opiumgenuß aufgegeben haben müssen. In Zukunft dürfe niemand mehr im Staatsdienste angestellt werden, der sich nicht als frei von dem Laster ausweisen könne. Drastische Strafen bis zur Enthauptung hat der Kriegsminister den Offizieren und Soldaten angedroht, die nach der Publikation des Verbots Opiumraucher bleiben. Die kaiserliche Kommission zur Unterdrückung des Opiumgenusses und zur Beseitigung des Mohnbaus beabsichtigt sogar, den ursprünglich auf zehn Jahre bis zur völligen Beseitigung des Übels festgesetzten Termin auf sechs, ja auf zwei Jahre herabzusetzen. Besonders erfreulich ist, daß sich eine öffentliche Meinung im Lande gebildet hat, welche die Bestrebungen der Regierung unterstützt, beschämend dagegen, daß nur unter dem Drucke derselben England sich Schritt für Schritt drängen läßt, die Opiumeinfuhr zu beschränken und die Opiumschenken in Hongkong zu schließen.